Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Seelenfreunde.

Erster Band.

Seelenfreunde.

Roman

von

Max Ring.

Erster Band.

Berlin, 1871.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Der berühmte Alterthumsforscher Professor Hermann Römer hatte so eben sein vielbesuchtes Collegium über die Kunstgeschichte der Alten unter dem Beifall seiner zahlreichen Zuhörer für dieses Halbjahr geschlossen. Das ganze Auditorium war begeistert und entzückt von der Gedankentiefe und den neuen, geistreichen Anschauungen des hochverehrten Lehrers. Die Studirenden bildeten förmlich ein Spalier zu beiden Seiten, als er das Katheder verließ und begleiteten ihn wie im Triumph bis an die Thür, wo sie ihm noch ein lautes Lebehoch brachten, eine sonst nicht gebräuchliche, ungewohnte Huldigung für seine ausgezeichneten Leistungen.

Der so gefeierte Professor dankte mit einer leichten Neigung des interessanten Kopfes, kaum daß sich seine bleiche Wangen leicht rötheten, kaum daß ein schwaches Lächeln um den fein geschnittenen Mund

seine innere Befriedigung über die ihm gewordene Auszeichnung verrieth.

Bald war diese Anwandlung einer gewiß verzeihlichen Aufregung wieder verschwunden und der frühere, fast traurige Ernst ruhte von Neuem auf der hohen weißen Denkerstirn, von der die langen, dünnen Locken fast bis auf die Schultern niederfielen.

In Gedanken versunken, schritt er jetzt auf seine Wohnung zu, die jenseits der Brücke an dem entgegengesetzten Ende der Stadt in stiller Umgebung zwischen Gärten und grünen Weinbergen lag. Aber selbst der reizende Anblick des blauen Stroms und der mit Reben bekränzten Hügel vermochte ihn nicht aus seinem melancholischen Brüten zu reißen.

Mechanisch dankte er den Vorübergehenden, die den hochgeachteten Gelehrten zuvorkommend grüßten; zerstreut antwortete er, wenn er hier und da von einem Bekannten angeredet wurde, sichtlich bemüht das angeknüpfte Gespräch so schnell als möglich wieder abzubrechen. Eine Ausnahme machte er nur, als er beim Ueberschreiten der steinernen Brücke von seinem Jugendfreunde und Hausarzt, dem Doktor Arnold Wagner angeredet wurde.

Obgleich nur um wenige Jahre jünger als der Professor, der ein angehender Dreißiger war, erschien der Freund mit seinem gebräunten Gesicht, der gedrungenen, elastischen Gestalt und dem heiteren, lebenslustigen Wesen weit frischer und jugendlicher in seiner ganzen Erscheinung.

Ein kecker Lebensmuth funkelte in den braunen, klaren Augen des Arztes, eine beneidenswerthe Zufriedenheit, ein innerliches Wohlbehagen schwebte um die vollen rothen Lippen, die ein dunkler, wohlgepflegter Bart umgab. Schon von Weitem streckte er freundlich dem Professor seine Hand entgegen, während er ihn mit scharfen, aber theilnehmenden Blicken musterte.

„Warum siehst Du mich so eigen an?" fragte Römer sichtlich verlegen.

„Offen gesagt," erwiederte der Doktor, „Dein Aussehen gefällt mir nicht. Du scheinst mir leidend zu sein und meiner Hülfe zu bedürfen."

„Daß ich nicht wüßte," entgegnete der Professor mit erzwungenem Lächeln. „Bis auf eine Abspannung in Folge meiner anstrengenden Arbeiten in den letzten Wochen fühle ich mich ganz gesund."

„Das sind gerade die gefährlichsten Patienten, die sich selbst für wohl halten, und nicht wissen, daß sie krank sind.“

„Ich glaube wirklich, daß Du mir nur eine Krankheit andichten willst, um an mir Deine Kunst zu erproben. Aber da kommst Du bei mir schlecht an, dazu mußt Du Dir schon einen Reicheren aussuchen, der ein besseres Honorar Dir zahlen kann, als ein armer deutscher Gelehrter.“

„Hm! Das verstehe ich besser. Ich habe Dich schon seit längerer Zeit beobachtet und finde Dich wesentlich verändert. Deine Gesichtsfarbe ist bleicher als sonst, Deine Stimmung reizbar, Dein Geist entschieden gedrückt und getrübt.“

„Was Du nicht Alles siehst! Ich denke, daß mein Zustand keinen solchen Aufwand pathologischen Scharfsinns braucht und sich höchst einfach durch meine Beschäftigung und Lebensweise erklären läßt. Möglich, daß mich die Beendigung und Herausgabe meiner Schrift über die „Iranier“ etwas angegriffen hat und die dadurch bedingte sitzende Lebensweise mir nicht ganz zusagt. In der nächsten Woche hoffe ich damit abzuschließen und dann habe ich hinlänglich

Zeit, mich zu erholen. Ich werde mir dann mehr Bewegung machen; vielleicht ziehe ich auf's Land, um mich in freier Natur einer göttlichen Faulheit zu überlassen."

„Das ist zwar etwas," versetzte der besorgte Arzt, „aber es genügt nicht bei einem so weit vorgeschrittenen Uebel. Ich bin kein Freund von Palliativmitteln, sondern stets für eine radikale Kur. Nach meiner Ansicht mußt Du Dich einmal gänzlich aus allen Deinen gewohnten Verhältnissen herausreißen und ein neues Leben beginnen. Eine bloße Luftveränderung ist nicht ausreichend, sondern ein totaler Umwandlungsprozeß des körperlichen und geistigen Menschen dringend geboten."

„Ich zweifle, daß dies möglich sein wird," entgegnete der Professor mit düsterm Lächeln. „Ich bin in der That zu alt geworden, um einen neuen Adam anzuziehen. Kann man, Du weiser Aeskulap, sich selbst entfliehen? Kann man den Kreis verlassen, in dem das zwingende Schicksal uns mit ehernen Banden festhält?"

„Du hast doch keinen Grund zum Klagen," erwiederte der Freund, verwundert über diesen uner-

warteten Ausbruch eines ihm verborgenen Schmerzes. „Das Schicksal begünstigt Dich, wie Wenige. Mit dreißig Jahren schon Professor ordinarius, augenblicklich die erste Autorität in Deinem Fache, glücklicher Gatte einer musterhaften Frau und hoffentlich mit der Zeit ein glücklicher Familienvater. Sag', was ficht Dich an? Ich weiß wirklich nicht, was Du noch mehr von den Göttern fordern kannst."

„Ich bin auch mit meinem Loose zufrieden," antwortete der Professor resignirt, „und habe keine Ursache zur Verstimmung, abgerechnet die kleinen Leiden des menschlichen Lebens, die keinem Sterblichen erspart sind und die man nicht beachten darf."

„Und doch drückt Dich etwas, alter Freund!"

„Nichts, wirklich nichts," versetzte der Professor verlegen die Augen zu Boden senkend.

„Ich will mich Dir nicht aufdrängen, aber Dir auch meinen Rath nicht vorenthalten. Das bin ich unserer alten Freundschaft schuldig. Mein Wahlspruch heißt im Leben und in der Wissenschaft: Principiis obsta! Laß Dir nichts über den Kopf wachsen, achte darauf, daß kleine Uebel nicht groß werden, weshalb man die Wurzel ausrotten muß. Du leidest nach meiner An-

sicht an der Einförmigkeit und Langeweile des Daseins, ohne daß Du es weißt. Ich kenne dieses Grundübel unserer Zeit mit ihrer einseitig geistigen Abarbeitung, die eines Gegengewichtes bedarf. Dagegen hilft nur ein dummer Streich, der eine Abwechslung in das an- und abgespannte Leben bringt. Wärst Du nicht längst verheirathet, so würde ich Dir sagen, verliebe Dich bis über beide Ohren und stelle die Harmonie zwischen Deinem vernachlässigten Herzen und Deinem bevorzugten Geist wieder her."

„Thorheit!" lachte der Professor. „Ich könnte Dir Deinen Rath mit größerem Rechte zurückgeben. Aber Ihr Aerzte macht es wie die Geistlichen auf der Kanzel, die da wollen, daß man sich nach ihren Worten und nicht nach ihren Handlungen richten soll."

„Bah! Ich bin und bleibe einmal ein unverbesserlicher Junggeselle," scherzte der Arzt. „In diesem Punkte denke ich ganz wie der Apostel Paulus. Aber um wieder auf Dich zurückzukommen, so kann ich nur wiederholen, daß Du etwas Gründliches für Deine Gesundheit thun mußt. Wir sprechen noch darüber, da ich ohnehin heute Abend zu Dir kommen wollte.

Jetzt aber habe ich noch eine Consultation, die ich fast versäumt zu haben fürchte."

Nachdem der Freund ihn verlassen, setzte Römer seinen Weg nur noch nachdenklicher, wie früher fort. Das Gespräch mit dem Arzt schien seine Verstimmung noch genährt zu haben, als ob derselbe mit scharfer Sonde die schmerzhafte Wunde berührt hätte.

Der Professor hatte allerdings bisher keinen Grund, mit seinen äußeren Verhältnissen unzufrieden zu sein. Als Sohn einer Beamtenwittwe, die von einer kleinen Pension nothdürftig lebte, ohne Vermögen, ohne jede Aussicht, hatte er durch sein Talent und seine Tüchtigkeit zahlreiche Freunde und Gönner gefunden, die ihn nach Kräften unterstützten und ihm forthalfen.

Ein entfernter Verwandter streckte ihm das Geld zu seinen Studien und zum Doktorexamen vor; derselbe sorgte auch ferner für seinen Unterhalt in der Zeit, wo er als Privatdozent noch kein Gehalt bezog. Seine ersten Arbeiten wurden sogleich mit größtem Beifall aufgenommen und machten seinen Namen in der gelehrten Welt schnell bekannt. Bald darauf erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor

an die alte, bewährte Universität, der er jetzt zur Zierde und Ehre gereichte.

Auch sein häusliches Leben gestaltete sich ganz nach seinen Wünschen. An der Tochter seines ersten Wohlthäters hatte er eine in jeder Beziehung achtungswerthe und liebevolle Frau gefunden, die ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen bemüht war. Ihre zwar nicht große, aber hinreichende Mitgift, verbunden mit seinen Honoraren, sicherte ihm eine behagliche Existenz und verschaffte ihm zugleich die Mittel, die letzten Tage seiner geliebten Mutter zu versüßen, die in seinem Hause wohnte und an der Gattin ihres Sohnes eine ergebene Tochter fand.

In innigem Verkehr mit beiden Frauen, im Umgang mit einigen befreundeten Familien flossen ihm die Tage ohne jede Störung, aber auch mit einer gewissen Einförmigkeit hin. Seine Zeit wurde durch die Vorlesung der Collegien, durch Studien und wissenschaftliche Arbeiten vollständig ausgefüllt, so daß er kein Bedürfniß nach einer Zerstreuung empfand und selbst den Mangel an Kindern, die in seiner achtjährigen Ehe ausblieben, kaum vermißte.

Erst seit einigen Wochen war unmerklich in

diesen Verhältnissen eine Aenderung eingetreten, von der er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Mitten in seinen Arbeiten überkam ihn jetzt öfters ein Gefühl trostloser Einsamkeit, eine gewisse geistige Leere und unerklärliche Sehnsucht, für die er keine Ursache zu nennen wußte. Zugleich drängte sich ihm immer schärfer der Gegensatz zwischen seiner idealen Richtung und der prosaischen Alltäglichkeit seiner nächsten Umgebung auf.

Genährt von dem Geiste klassischer Schönheit, umgeben von den herrlichsten Kunstwerken des Alterthums, vermißte er plötzlich die Harmonie der inneren und äußeren Welt. Ein unzeitiges Wort, ein lautes Geräusch, selbst die unschuldigste Bemerkung störte ihn, während er früher kaum darauf achtete. Sein ganzes Wesen war im höchsten Grade reizbar geworden, obgleich er sich so viel als möglich zu beherrschen suchte.

Häufig verfiel er jetzt in eine sonst ihm gänzlich fremde Träumerei, aus der er sich nur mit Gewalt herausreißen konnte. Wurde er in dieser brütenden Stimmung von seiner Frau oder Mutter überrascht, so fuhr er wie ein erschrockener Schulknabe zusammen.

Ihren besorgten Fragen wich er aus und gewöhnlich brach er das Gespräch mit den Worten ab, daß ihm nichts fehlte, daß er sich vollkommen wohl befände.

So weit dies anging, suchte er sich ihren Blicken und Nachforschungen zu entziehen. Ueberhaupt war er in der letzten Zeit ganz gegen seine Gewohnheit wortkarg und einsylbig geworden, selbst für seine nächsten Angehörigen unzugänglich. Am liebsten verweilte er in seinem Studirzimmer, wo er sich unter dem Vorwande wichtiger Arbeiten einschloß. Auch jetzt begrüßte er bei seiner Rückkehr aus dem Collegium die ihn mit dem Frühstück erwartenden Frauen zwar freundlich, aber kurz und flüchtig. Die Professorin, eine angenehme Blondine mit überaus gutmüthigen Zügen, ging ihm zärtlich entgegen und lud ihn ein, an dem Imbiß Theil zu nehmen.

Erst bei dieser Aufforderung bemerkte er in seiner Zerstreutheit, daß der sonst bescheidene Tisch heute ausnahmsweise einen ungewöhnlichen Luxus zeigte. In der Mitte desselben stand eine mit eingemachten Früchten belegte Torte, welche aus Zuckerguß eine Inschrift und ein Datum präsentirte.

Die Porzellanvasen waren mit frischen Rosen, seiner Lieblingsblume gefüllt und eine Flasche edlen Rauenthaler, den er sogleich an dem gelben Siegel erkannte, funkelte ihm entgegen, während die grünen Weingläser mit dem schneeweißen Tischtuch einen angenehmen Farbencontrast bildeten.

Das ganze Zimmer mit den sauber gewaschenen, frischen Gardinen, dem sorgsam gebohnten, glänzenden Fußboden, den rein gebürsteten, geklopften und polirten Möbeln, auf denen auch nicht ein Stäubchen lag, machte auf ihn einen zugleich behaglich anmuthenden und befremdenden Eindruck.

Auch die feierliche Stimmung der beiden Frauen mußte ihm auffallen, obgleich er trotz aller Anstrengung die eigentliche Ursache nicht zu errathen vermochte. Beide hatten eine gewähltere Toilette gemacht, die Mutter eine neue Morgenhaube aufgesetzt und die Professorin das geblümte Seidenkleid angezogen, das sie sonst nur bei Staatsvisiten und besonderen Gelegenheiten zu tragen pflegte.

„Was geht denn eigentlich vor?" fragte er, von all diesen Vorbereitungen überrascht. „So viel ich weiß, ist doch heut kein Geburtstag in unserem

Hause, oder sonst eine Veranlassung zu solcher unerhörten Verschwendung."

„Er hat gar keine Ahnung," erwiederte die Professorin, indem sie mit der Mutter einen Blick des Einverständnisses wechselte.

„Ich weiß in der That nicht," stotterte er verlegen, „was das Alles zu bedeuten hat."

„Es ist ja heut unser Verlobungstag," entgegnete die Professorin mit bewegter Stimme, die halb zärtlich, halb vorwurfsvoll ihm klang.

„Verzeih' mir, daß ich nicht daran gedacht habe. Wie konnte ich das vergessen. Aber Du kennst in dieser Beziehung mein schwaches Gedächtniß, meine Ungeschicklichkeit."

„Eben deshalb wollte ich Dich daran erinnern und damit Du nicht wieder in Deinen alten Fehler verfällst, habe ich Dir diese Morgenschuhe gestickt, die wohl bis zum nächsten Jahre dauern und Dich an unsern Freudentag stets erinnern sollen."

„Du beschämst mich, liebe Auguste! Während ich mit leeren Händen komme, überhäufst Du mich mit den zartesten Aufmerksamkeiten. Welche Mühe muß Dir die schwierige Arbeit gemacht haben!" sagte der Professor,

ohne jedoch die allerdings mehr bequemen als geschmackvollen Schuhe auch nur anzusehen.

„Durchaus nicht! Ich habe während der Arbeit an Dich gedacht, an die Zeit, wo ich Deine Braut war und mich dabei mehr als einmal gefragt, wodurch ich ein solches Glück, einen so berühmten Mann verdient habe," versetzte sie mit rührender Bescheidenheit.

„Das kann ich nicht zugeben; Du erniedrigst Dich und stellst mich viel zu hoch."

„Nein, nein!" entgegnete die Professorin mit überströmendem Gefühl. „Ich kenne meinen Werth und wenn ich nachdenke, muß ich mir sagen, daß ich Dir nicht in der Art genügen kann, wie ich doch so gern es möchte. Wenn ich auch in der Schule das Meinige ordentlich gelernt habe und in der Literatur so ziemlich Bescheid weiß, auch wohl über ein gelesenes Buch mir ein Urtheil zutraue, so fehlt mir doch das wahre Verständniß für Deine Studien, für Dein ganzes Sinnen und Trachten. Es kommt mir immer vor, als ob Du auf einer unerreichbaren Höhe ständest und nur aus Mitleid zu mir herniederstiegest."

„Ich begreife nicht, wie Du Dich mit solchen Gedanken quälen kannst. Mein ganzes Betragen gegen Dich müßte Dir gerade das Gegentheil beweisen."

„O! Du bist so gut, so gut gegen mich und hast die größte Nachsicht mit meinen Schwächen, die mir nur zu sehr bekannt sind. Denkst Du denn, daß ich meine mangelhafte Bildung nicht erkenne, daß ich nicht bemerke, wie die andern Professorenfrauen über mich die Achseln zucken und die Nase rümpfen, weil sie mich für beschränkt halten, obgleich ich mich an gesundem Menschenverstand mit ihnen noch messen kann, wenn ich auch nicht so gelehrt wie sie über Alles schwatze. Ich bin nicht blind und sehe Deine Verlegenheit und wie Du roth wirst, wenn ich einmal in Gesellschaft rede, wie es mir gerade um's Herz ist, als ob Du Furcht hättest, daß ich eine Dummheit sagen und Dich compromittiren könnte."

„Du irrst Dich, liebe Auguste! Gewiß, Du irrst Dich in dieser Beziehung. Alle Welt läßt Dir volle Gerechtigkeit widerfahren und Niemand dürfte es wagen, Dich auch nur mit einem Blick zu beleidigen. Meine Collegen sprechen mit der höchsten Achtung von Deiner Tüchtigkeit und beneiden mich

um die reizende Häuslichkeit, die Du wie keine zweite Frau mir zu bereiten verstehst."

„Das sagst Du nur, um mich zu beschwichtigen. In den Augen Deiner Freunde bin ich nicht viel mehr als eine gute Haushälterin, die Deine Wirthschaft führt, für die Ordnung Deines Hauses sorgt und Dir das Leben angenehm zu machen sucht."

„Als ob das nichts wäre," fiel die bisher still sitzende Mutter ein. „Was nützt mir denn all die Gelehrsamkeit, wenn ein Mann keine Häuslichkeit hat nnd Alles darüber und darunter geht? Ich kenne Frauen, die den lieben langen geschlagenen Tag über auf dem Sopha liegen und im Kosmos lesen, während die ganze Arbeit liegen bleibt, die Stuben aussehen, wie Sodom und Gomorrha nach der Zerstörung, der Braten anbrennt, die Milch überläuft, die zerrissenen Hemden nicht geflickt und die Löcher in den Strümpfen nicht gestopft werden, so daß es eine wahre Schande ist. Das ist die nämliche Sorte, welche in alle Vereine läuft und sich an allem Möglichen betheiligt, Kleinkinder-Bewahranstalten gründet und beaufsichtigt, die eigenen Kinder aber in Schmutz und ohne Aufsicht verkommen läßt, Suppen-

anstalten und Volksküchen einrichtet, aber für den Mann nichts zu beißen und zu brocken hat, wenn er verhungert und verdurstet nach Hause kommt."

„Ich glaube," entgegnete der Professor lächelnd, „daß Du, liebe Mutter, ein wenig übertreibst. Nach meiner Meinung kann eine Frau Beides vereinen, eine tüchtige Wirthin, eine liebevolle Gattin, eine zärtliche Mutter sein und doch dabei noch Zeit übrig behalten, um ihren Geist zu bilden und an dem öffentlichen Leben sich zu betheiligen, ohne darum ihre häuslichen Pflichten zu vernachlässigen."

„Das sind nur Ausnahmen, die man zählen kann. Bei der Mehrzahl dieser Frauen ist es doch nur die pure Eitelkeit, wenn nicht etwas Schlimmeres dahinter steckt. Ich bleibe dabei, eine rechtschaffene Hausfrau hat etwas Besseres zu thun, als sich um solche Dinge zu kümmern. Zu einer guten Ehe gehört, wie ich glaube, weniger Geist und Bildung, als ein treues Herz und wahre Liebe, die allein den Mann glücklich machen. Alles Uebrige läßt sich leichter entbehren oder doch ersetzen."

„Wahre Liebe und ein treues Herz!" versetzte

der Professor, das gefüllte Glas ergreifend und mit seiner Frau anstoßend.

„Die sollst Du immer bei mir finden," erwiederte sie mit freundlichem Lächeln. „Aber jetzt mußt Du auch unsere Verlobungstorte kosten, die ich mit eigener Hand gebacken habe. Hoffentlich wird sie Dir darum nur besser schmecken."

„Bei aller Achtung vor Deiner Backkunst wirst Du mich entschuldigen. Ich habe wirklich keinen Appetit, weshalb ich mir den Genuß bis zum Mittagessen versparen will. Ich muß noch heute mein Pensum arbeiten, damit ich endlich mit meinem Buch fertig werde, das kein Ende nehmen will."

„Das drängt doch nicht so sehr. Wenigstens an unserem Verlobungstage solltest Du eine Ausnahme machen und Dir Ruhe gönnen."

„Das meine ich auch," bemerkte die Mutter. „Deine Frau hat ohnehin nicht viel von Dir. Den ganzen Tag steckst Du im Collegium oder bei Deinen Büchern. Da muß ja ein Mensch ganz melancholisch werden."

„Wir haben ja Zeit bei Tisch und am Abend mit einander zu plaudern. Doktor Wagner hat mir seinen

Besuch angekündigt und wird eine Tasse Thee mit uns trinken. Da wird es nicht an Unterhaltung fehlen."

„Ich hätt' es lieber gesehen, wenn wir allein geblieben wären," entgegnete die Professorin. „Gerade heute ist mir jede Gesellschaft störend. Ich habe es mir so schön gedacht, ganz im engsten Kreise unseren Verlobungstag still zu feiern und dabei der alten Zeiten zu gedenken."

„Wagner ist mein bester Freund und gehört gewissermaßen zu uns. Er wird uns nicht stören, sondern eher unsere Gesellschaft erheitern, da er eine unverwüstliche gute Laune besitzt. Du selbst magst ihn ja sonst gern leiden."

„Ich bin mit Allem zufrieden, was Dir Vergnügen macht. Da wir nicht allein bleiben, so will ich es noch einigen Familien sagen lassen. Das wird Dich zerstreuen."

„Ich habe nichts dagegen," versetzte der Professor aufstehend, „vorausgesetzt, daß es Dir keine Umstände macht."

„Deshalb kannst Du ganz unbesorgt sein," erwiederte sie mit dem Stolz der tüchtigen Hausfrau, die ihre Speisekammer gefüllt und sich für alle Fälle gerüstet weiß.

Zweites Capitel.

Bald darauf trat der Professor in seine stille Studirstube, welche nach dem anstoßenden Garten hinaus lag. Hier umgab ihn gleichsam eine klassische Luft, eine ganz andere Atmosphäre als in dem prosaischen Speisezimmer mit den rothen Plüschmöbeln und dem alten Büffet, dessen geschmacklose Formen seinen feinen Schönheitssinn verletzten. Das Allerheiligste des Gelehrten glich dagegen einem kleinen Tempel, worin die Musen und Grazien verehrt wurden.

Um die pompejanisch roth gestrichenen Wände zogen sich die braunen Bücherregale, welche die ansehnliche und ausgewählte Bibliothek enthielten. Dieselben wurden von den Büsten der größten Denker und Dichter des Alterthums gekrönt, darunter jener herrliche Kopf des göttlichen Plato, eines der vollendetsten Meisterwerke griechischer Plastik. Auf Kon=

solen standen Gypsabgüsse der berühmtesten Statuen, die Diana des Louvre in ihrer ganzen entzückenden Jungfräulichkeit, die Venus von Milos, welche alle Reize des irdischen Weibes mit der Würde und Hoheit einer Göttin vereint, die reizende Euterpe und die gedankenvolle Polyhymnia aus dem Berliner Museum.

Auf dem großem, mit grünem Tuch überzogenen Arbeitstisch lagen in den Mappen seltene Kupferstiche und photographische Nachbildungen, welche der Professor zu seinen Kunststudien nöthig hatte, kostbare Reisewerke mit den Ansichten klassischer Gegenden und Kunstwerke. Ueberall, wohin man blickte, empfing man den Eindruck ästhetischer Bildung, ruhte das Auge mit Wohlgefallen und Befriedigung auf den Schätzen einer großen Vergangenheit. Hier interessirte eine etruskische Vase, dort eine zierliche Bronzefigur, bald ein antikes Trinkgefäß, bald eine Sammlung selten schöner Gemmen in Glaskasten.

In dieser Welt voll erhabener Erinnerungen und unvergänglicher Schönheit fühlte sich der Professor heimischer als in seinem ganzen Hause, obgleich die sorgsame Gattin darauf hielt, daß es ihm nir-

gends an dem nöthigen Comfort fehlte, indem sie ihm seine Wünsche an den Augen ablas. Hier allein durfte er sich ungestört seinen Arbeiten, Gedanken und auch den Träumen überlassen, die ihn zuweilen unwillkürlich überfielen.

In dieser Umgebung fand er jene Harmonie, die er so schmerzlich in seinem Leben vermißte, den Einklang zwischen seinem Denken und Empfinden. Sobald er die Schwelle seines Studirzimmers betrat, vergaß er die alltägliche Welt mit den gemeinen Forderungen und Bedürfnissen des Tages, die ihm immer unerträglicher erschienen.

Beim Anblick dieser klassischen Kunstwerke, unter seinen Statuen, Büchern und Kupferstichen, überkam den Professor eine gehobene, ideale Stimmung, in die sich jedoch in der letzten Zeit eine ihm selbst unerklärliche, verzehrende Sehnsucht mischte. Es war ihm, als ob die Götter und Göttinnen halb traurig, halb verlockend zu ihm von ihren Postamenten niederblickten, als ob die stolze jungfräuliche Diana ihm winkte, mit ihr hinauszuschweifen durch den grünen Wald, als ob die reizende Venus von Milos ihn mit zauberischem Lächeln einlade, alle Fesseln ab-

zustreifen und das Leben zu genießen, und dazu stimmten die Musen ein schmelzendes Lied von den Freuden des Daseins, von dem Glück der verschwiegenen Liebe an.

Mitten in der Arbeit ergriff auch jetzt den Professor eine unbeschreibliche Unruhe, daß er plötzlich aufsprang und mit heftigen Schritten in dem Studirzimmer auf und ab ging. Der Raum wurde ihm zu eng, die Luft zu schwül, er trat an das offene Fenster und blickte hinaus in das Freie.

Im warmen Sonnenschein eines heißen Augusttags lag vor ihm die schöne Landschaft, durch die sich der blaue Strom in malerischen Windungen schlängelte. Auf seinem Spiegel wiegten sich leichte Kähne, die von einem Ufer zu dem andern mit geschäftigen Leuten und geputzten Spaziergängern fuhren. Er konnte das laute Lachen der muntern Burschen und das heitere Kichern der erröthenden Mädchen hören, das bis zu ihm hinaufklang. Sonst achtete er nicht darauf, aber heute mahnte ihn Alles an die eigene Jugend, die wie ein Traum unwiederbringlich an ihm vorübergeflogen war. Grade gegenüber vor seinem Hause erhob sich jenseits des Flusses

auf bewaldetem Hügel die alte, prächtige Ruine, ein beliebter Vergnügungsort für die akademische Jugend. Arm in Arm wanderten die lustigen Studenten an seinem Fenster vorüber, lachend und singend, ohne zu ahnen, daß ihr berühmter Lehrer sie um den leichten Sinn beneidete und ihnen traurig nachstarrte, bis sie zwischen den schattigen Bäumen, womit der Weg bepflanzt war, verschwanden.

Ihre Lieder weckten alte Erinnerungen in seiner Brust; unwillkürlich mußte er an die vergangenen Zeiten denken, an seine stille und eigentlich freudenlose Kindheit. Im Geist sah er das alte Vaterhaus mit seinen beschränkten Verhältnissen, die lähmend auf seine Entwicklung einwirkten.

Während andere Knaben sich auf der Straße und im Freien lustig tummelten, Soldaten spielten, sich bekämpften und ihre Kräfte an einander maßen, den leichten Drachen steigen ließen, in Feld und Wald umherschwärmten, saß er in dem engen Stübchen an der Seite seiner verwittweten Mutter über seine Bücher gebeugt, lernend, arbeitend ohne Unterlaß, jedes selbst erlaubte Vergnügen entbehrend.

Nur am Sonntag begleitete er die Mutter in

die Kirche; seine einzige Erholung war ein Spaziergang auf den Friedhof, wo sein Vater ruhte. Zu seiner Unterhaltung las er die Inschriften der Leichensteine, während die Wittwe an dem Grabe des verstorbenen Gatten saß und trauerte, bis die Dunkelheit an den Rückweg mahnte.

Jahre lang trug er die hinterlassene Gaderobe seines Vaters, welche die ökonomische Mutter mit anerkennungswerther Geschicklichkeit seiner Figur anzupassen wußte, wenn auch Schnitt und Stoff nicht mit der herrschenden Mode übereinstimmten. Wegen dieser veralteten Kleider mußte er oft den Spott seiner Mitschüler ertragen und die allzulangen Jacken und allzuweiten Beinkleider kosteten ihm so manche Thränen, da er schon im frühen Alter einen feinen, wenn auch noch unentwickelten Schönheitssinn besaß.

Was nutzte es ihm, daß er stets der Erste in seiner Klasse war, daß ihn der Direktor des Gymnasiums öffentlich als Muster und Vorbild der ganzen Schule vorstellte? Mit Freuden hätte er diese Auszeichnung, seinen hohen Ruhm für einen neuen blauen Anzug mit silbernen Knöpfen vertauscht, wie

ihn der Sohn des reichen Amtsraths trug, obgleich derselbe der faulste Tertianer war.

Auch auf der Universität mußte er sich nach allen Seiten einschränken, um mit seinen geringen Mitteln auszukommen. Von einer Betheiligung an dem lustigen und ungebundenen Treiben der Studentenwelt konnte keine Rede sein, da er sich gezwungen sah, eine Hauslehrerstelle in einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie anzunehmen, weil seine Mutter ihn nicht unterstützen konnte.

Die Stunden, welche ihm der Unterricht seiner Zöglinge übrig ließ, waren fast ausschließlich seinen Studien gewidmet. Die einzige Zerstreuung, welche er sich gönnte, bestand in dem Besuch der Museen, des Theaters, wenn ein klassisches Drama dargestellt wurde, und in der Zusammenkunft mit einigen gleichgesinnten Freunden, wo bei einem einfachen Glase Bier eine meist streng wissenschaftliche Unterhaltung stattfand.

Und doch bildeten diese Universitätsjahre noch den Glanzpunkt in seinem einförmigen Leben. Damals ging ihm zuerst die Herrlichkeit des Alterthums in ihrer unsterblichen Schönheit auf. Begeistert saß

er zu den Füßen seiner Lehrer, lauschte er ihren Vorträgen über die großartigen Erscheinungen und Offenbarungen des Genius. Die Gesänge Homers, die Tragödien eines Aeschylos und Sophokles, die Weisheit des Sokrates, der hohe Gedankenflug Plato's erfüllten seine Seele mit dem reinsten Entzücken und entschädigten ihn mehr als hinlänglich für alle Entbehrungen, so daß er über diese ideale Welt das wirkliche Leben mit seinen Verlockungen gerne entbehrte.

Vor Allen aber zog ihn die griechische Kunst mit ihren plastischen Meisterwerken an. Seine nach Schönheit lechzende Seele berauschte sich wie einst der berühmte Winkelmann förmlich an dem Anblick dieser vollendeten Schöpfungen, für die er ein wunderbares, ihm angeborenes Verständniß besaß. Da er mit dem Enthusiasmus des Jünglings, den ernsten Willen und den ehernen Fleiß des Mannes verband, so erwarb er sich auf diesem Gebiete die gediegensten Kenntnisse, die ihm bald die Anerkennung und Freundschaft seiner Lehrer gewannen.

Die Unterstützungen eines großmüthigen und wohlhabenden Verwandten setzten ihn in den Stand, die

ihn in seinen Studien hindernde Hauslehrerstelle aufzugeben, seine Examina abzulegen und die zu seiner Ausbildung nöthigen Reisen zu unternehmen. Die ihm gewährte Muße benutzte er zu seiner ersten Schrift, welche seinen Ruf begründete und seine Anstellung zur Folge hatte.

Aus Dankbarkeit heirathete der damals achtundzwanzigjährige Professor die hinterlassene Tochter seines Wohlthäters, die ihm durch ihren sanften Charakter und ihre häuslichen Tugenden eine zärtliche, wenn auch keineswegs leidenschaftliche Neigung einflößte.

Wie so viele Männer achtete auch der Professor nicht genug auf den Abstand der Bildung und auf die Verschiedenheit der Lebensanschauungen, indem er sich der Hoffnung überließ, den Geist der jungen Frau zu bilden, sie mit der Zeit zu sich zu erheben und in ihr das wünschenswerthe Interesse und Verständniß für sein ideales Streben zu wecken.

Die gute und durchaus verständige, wenn auch nicht hochgebildete Auguste suchte dagegen ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen, indem sie mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit und Hinge-

bung für alle seine Bedürfnisse Sorge trug. Nie gab sie ihm auch nur den geringsten Grund zur Klage, nie kränkte sie ihn durch den leisesten Widerspruch. Sein Wille war ihr Gebot und sie blickte mit wahrhaft rührender Demuth zu ihm wie zu einem höheren Wesen empor.

Trotzdem der Professor die trefflichen Eigenschaften seiner jungen Frau vollkommen würdigte und mit ihr eine durch keinen Zwischenfall getrübte, zufriedene Ehe führte, so erkannte er doch schon nach wenigen Monaten seinen Irrthum, auf diese in sich abgeschlossene, mehr praktische als ideale Natur durch Lektüre oder Belehrung einwirken zu können. Ungeachtet aller seiner Bemühungen und ihres redlichen Willens, fehlte ihr nach wie vor das Interesse und noch mehr das Verständniß für sein inneres Leben und Wirken, so daß er jeden ferneren Versuch aufgab.

Mit einer ihm kaum bewußten Resignation verzichtete er auf dies höchste Lebensglück, indem er eine hinreichende Entschädigung an der Herzensgüte, der echten Weiblichkeit und den häuslichen Tugenden seiner Frau zu finden glaubte. Dennoch gab es Augenblicke, wo er die Leere seines Daseins, ein unbefrie-

digtes Gefühl empfand und die Nüchternheit seiner ganzen Umgebung ihn unwillkürlich verstimmte.

Mitten in der Arbeit beschlich ihn öfters eine tiefe Melancholie, eine Sehnsucht nach einem unbekannten Glück, in welche sich die Trauer um seine verlorene Jugend mischte. Es war ihm, als ob sich eine bleiche Gestalt, der Genius seines Lebens über ihn beugte und mit ihm über seine eigene freudenlose Vergangenheit klagte. Er kam sich vor der Zeit gealtert vor, wenn er zufällig einen Blick in den gegenüberliegenden Spiegel warf und sein bleiches Gesicht mit den eingefallenen Wangen und den dünnen Locken betrachtete, die einst in üppiger Fülle seinen Scheitel umwallten.

Nur die unsterblichen Götter an den Wänden seiner Studirstube strahlten in unvergänglicher Schönheit, nach der sein Herz sich sehnte. Sie allein waren die verschwiegenen Zeugen seiner Trauer um die verlorene, oder vielmehr nie gekannte Jugend. Das war es allein, was an seiner Seele nagte, was ihm die Ruhe am Tage und den Schlaf seiner Nächte raubte.

Um den quälenden Gedanken zu entfliehen, kehrte

der Professor zu seiner unterbrochenen Arbeit zurück. Als er sich zu diesem Behufe an den Schreibtisch setzen wollte, bemerkte er jetzt erst einen Brief, den seine Frau während seiner Abwesenheit ihm hingelegt hatte.

Sobald er die ihm nicht mehr fremde Handschrift erblickte, erbrach er hastig das Siegel, einen Amor mit der Lyra. Mit sichtlicher Aufregung las er das Schreiben, das ihn im höchsten Grade zu interessiren schien; darauf verschloß er den Brief in seinem Pult, wo er bereits mehrere ähnliche anregende Zusendungen verwahrte.

Den Anlaß zu dieser geheimnißvollen Correspondenz, die er seit einigen Wochen bereits führte, hatte ein dramatisches Gedicht gegeben, das er von dem unbekannten Verfasser im Manuskript mit der Bitte erhielt, dasselbe zu lesen und zu beurtheilen. Obgleich der Professor ähnliche Zumuthungen, die von jungen Schriftstellern an ihn nur zu oft gemacht wurden, sonst gewöhnlich zurückzuweisen pflegte, so ließ er sich in diesem Fall durch den bescheidenen Ton des beiliegenden Briefes bewegen, den an ihn gestellten Wunsch zu erfüllen.

Bald fesselte ihn zunächst die edle Sprache der Tragödie, welche den Namen „Erinna" führte, aber noch in höherem Maße der Stoff, der dem klassischen Alterthum entlehnt, ihn unwillkürlich an Göthe's Iphigenia erinnerte. Mit steigender Spannung folgte er der ansprechenden Handlung, der feinen, psychologischen Entwicklung der Charaktere, unter denen besonders ihn die Heldin durch ihre Anmuth und Seelengröße interessirte. Ihre rührende Gestalt, welche der Dichter mit allem Zauber der Poesie ausgestattet hatte, entfaltete sich immer bedeutender und schöner mit jeder Scene.

Je seltener er sich bei seinen wissenschaftlichen Studien einem derartigen poetischen Genuß überlassen konnte, desto tiefer und mächtiger war der Eindruck, den er von diesem Drama empfing. In die Bewunderung für das Kunstwerk mischte sich ein subjectives Mitgefühl und zugleich der natürliche Wunsch, den ihm fremden Verfasser oder die Verfasserin kennen zu lernen, da er, von einem gewissen Instinkt geleitet, einem weiblichen Genius das Trauerspiel zuschrieb, obgleich dasselbe einen männlichen Geist verrieth und in einzelnen Wendungen neben einer

jungfräulichen Zartheit und Anmuth eine seltene dramatische Kraft bekundete.

Mit vollster Anerkennung beantwortete der Professor die Zusendung, indem er zugleich ein ausführliches Urtheil über die Schönheit des Dramas hinzufügte, ohne die hier und da hervortretenden Schwächen zu verschweigen. Ein zweiter Brief des unbekannten Dichters dankte dem Meister für seine Theilnahme und Belehrungen mit einer Wärme, die sein bereits reges Interesse nur noch steigerte. Der anonyme Verfasser bat um den Rath des Professors wegen einzelner von ihm vorgeschlagenen Aenderungen. Dieser wurde bereitwillig ertheilt und so entwickelte sich mit der Zeit ein von beiden Theilen lebhaft geführter Briefwechsel, der besonders dem Professor eine willkommene Zerstreuung in seinem einförmigen Leben bot, so daß er mit Ungeduld von Tag zu Tag ein neues Schreiben erwartete.

Die Beantwortung dieser Briefe gewährte ihm ein bisher noch nicht bekanntes Vergnügen, das durch den Reiz des Geheimnißvollen noch gesteigert wurde. Auch in diesem Augenblick schob er seine tägliche Arbeit zur Seite, um sogleich dem unbekannten Dich-

ter seine volle Zustimmung zu den gemachten Verbesserungen auszusprechen. Dies geschah mit solchem Eifer, daß er darüber beinahe das Mittagsessen versäumt hätte, wenn er nicht durch den wiederholten Ruf der Professorin daran erinnert worden wäre.

Nur gezwungen unterbrach er sich im Schreiben, unwillig über die unwillkommene Störung. Zerstreut saß er bei Tisch, ohne die ihm vorgesetzten Gerichte zu würdigen, auf welche die wirthschaftliche Frau heute ein ganz besonderes Gewicht legte, so daß es sie nicht wenig kränkte, als er die Suppe kaum berührte und von dem feinen Gemüse nur einen kleinen Löffel voll nahm.

„Schmeckt es Dir denn nicht?" fragte Auguste besorgt.

„Ganz gut, sehr gut," entgegnete der Professor. „Der Blumenkohl ist wirklich ausgezeichnet."

„Du hast ihn aber noch gar nicht gekostet."

„Das thut nichts. Ich weiß ja, daß Alles von Deiner Hand bereitet vollkommen ist," versetzte er mit ungewohnter Galanterie.

„Das ist wahr," bekräftigte die Mutter. „Auguste

versteht die Küche wie keine zweite Frau, noch besser als ich selbst. Das muß man ihr lassen."

„Ich weiß auch ihre Kunst zu würdigen."

„Das mußt Du mir erst beweisen."

Einer solchen Aufforderung konnte der Professor nicht widerstehen, so daß er sich zwang, den Blumenkohl zu essen, obgleich er nicht den geringsten Appetit verspürte.

Als sie aber eine doppelte Portion auf seinen Teller jetzt legte und ihn nöthigen wollte, auch diese zu verzehren, wehrte sich der Professor mit allen seinen Kräften gegen eine derartige Zumuthung, indem er dagegen einwendete, daß er sich seinen Appetit für die folgenden Gänge aufsparen müsse. So schwer es ihm auch fallen mochte, so blieb ihm doch keine Wahl, als auch von dem saftigen Rinderfilet noch eine tüchtige Scheibe zu nehmen, worauf er Miene machte, vom Tisch aufzustehen, um zu seiner unterbrochenen Beschäftigung zurückzukehren.

„Du wirst doch nicht die Mehlspeise im Stich lassen!" sagte die Professorin erschrocken.

„Ich bin mehr als gesättigt und kann auch beim besten Willen keinen Bissen mehr genießen."

„Nein, nein! Das kann ich nicht zugeben. Heute mußt Du schon ein Uebriges thun und aushalten. Es ist ja unser Verlobungstag."

„Aber wenn ich Dir sage, daß ich mich krank mache."

„Die Speise ist so leicht, daß sie ein Kind ohne Schaden essen kann. Du mußt mir schon den Gefallen thun, lieber Hermann! Es würde mich sonst betrüben."

Resignirt ergab sich der Professor in sein unvermeidliches Geschick und bezwang seine steigende Ungeduld, obgleich er den angekündigten Genuß nur zu gern im Stich gelassen hätte. Aber er vermochte nicht den Bitten der guten Frau zu widerstehen, welche einen so großen Werth auf dies Meisterwerk ihrer Kochkunst legte, das sie noch besonders der Köchin auf die Seele band, nachdem sie ihr die nöthigen Vorschriften und Instruktionen für die Zubereitung ertheilt hatte.

Wer aber beschreibt den Schreck und Verdruß der Professorin, als die gerühmte Mehlspeise in einer höchst fragwürdigen Gestalt von dem sichtlich verlegenen Mädchen auf den Tisch gesetzt wurde! Ein

Blick der erfahrenen Hausfrau genügte, um das angerichtete Unglück sogleich zu bemerken. Der stattliche Umfang, den eine gelungene Mehlspeise zu zeigen pflegt, war zusammengesunken und zu einer unansehnlichen Kugel eingeschrumpft; die sonst goldene Decke hatte eine verdächtige bräunlich-schwarze Färbung angenommen und der lieblich würzige Duft sich in einen brenzlichen Geruch verwandelt.

„Um Gottes Willen! Lene, was ist geschehen!" fuhr die Professorin trotz ihrer Sanftmuth das arme Mädchen an. „Die Speise ist ja verbrannt und gewiß nicht zu genießen."

„Ich kann wirklich nicht dafür; es ist nicht meine Schuld," versetzte das Mädchen fast mit Thränen.

„Wer denn sonst? Aber das kommt davon, wenn man den Kopf voll Liebesgedanken hat und darüber alles Nöthige vergißt."

„Mein Gott! Ich habe ja aufgepaßt bis zum letzten Augenblick."

„Aufgepaßt! Das glaube ich schon, aber nicht auf die Mehlspeise, sondern auf Deinen Friedrich, der Dir auf Schritt und Tritt nachschleicht. Denkst Du denn, daß ich blind bin und nicht weiß, daß er

jeden Abend vor der Hausthür mit Dir spricht? — Aber das geht nicht länger und wenn Du es so forttreibst, so bleibt mir nichts übrig, als Dich zu entlassen."

„Wozu ereiferst Du Dich so?" bemerkte der Professor. „Ich hätte ohnehin die Mehlspeise nicht gegessen."

„Das weiß ich besser," entgegnete die aufgeregte Frau. „Wenn nur die Speise gerathen wäre, so hättest Du gewiß schon mir zu Liebe davon gekostet. Die Zuthaten waren so gut und das Alles ist nun fortgeworfen."

„Wer wird sich wegen einer solchen Kleinigkeit ärgern?"

„Das verstehst Du nicht. Ich habe mich so sehr darauf gefreut und dann kränkt mich die Nachlässigkeit der Lene. Seitdem sie sich mit dem Friedrich eingelassen hat, ist kein Auskommen mehr."

„Ist denn Liebe ein Verbrechen?" scherzte der Professor, um der ihm unangenehmen Scene eine heitere Wendung zu geben.

„Vor allen Dingen verlange ich, daß man seine Pflicht thut."

„Da muß ich Augusten Recht geben,“ pflichtete die Mutter bei. „Du bist mit den Leuten viel zu nachsichtig und läßt Fünf gerade sein. Das geht nicht, wenn man Ordnung in seinem Hause halten will.“

„Ich denke mich auch nicht in Eure häuslichen Angelegenheiten zu mischen,“ versetzte der Professor, froh darüber, daß er einen Vorwand fand, sich in seine Studirstube zurückzuziehen.

„So sind die Männer,“ sagte Auguste, ihm nachblickend, „und mit solch einem Gelehrten läßt sich gar nichts anfangen. Wenn die nur ihre Bücher haben, kann die ganze Welt untergehen.“

„Nun, so arg ist es nicht mit Hermann,“ meinte die Mutter, „wenn auch das viele Studiren und Arbeiten ihm nicht taugt. Gottlob, daß die Ferien kommen! Da kann er sich wieder einmal erholen. Ich glaube auch, daß ihm Ruhe und Zerstreuung gut thun werden.“

Drittes Capitel.

Der Abend kam und mit ihm die erwarteten Gäste, einige befreundete Familien, meist Professoren mit ihren Frauen und Töchtern, die in der Nähe wohnten. Auguste hatte vorher alle Hände voll zu thun, um die Besucher würdig zu empfangen, so daß sie darüber den Aerger mit dem Dienstmädchen und die verbrannte Mehlspeise vergaß.

Mit Hülfe der Mutter wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen, der Tisch mit dem weißesten Linnentuch bedeckt, Teller und Gläser aufgesetzt und Alles so schön geordnet, daß Auguste daran ihre Freude hatte und mit verzeihlichem Stolz auf ihr Werk blickte.

Allerdings verletzte es sie, daß Römer, der den ganzen Nachmittag sich in seiner Studirstube aufgehalten hatte, nicht ein Wort der Anerkennung für ihre wirthschaftlichen Bemühungen fand. Zu ihrem

Schreck bemerkte sie noch außerdem, daß er nicht die geringste Anstalt für seine Toilette getroffen hatte.

„Du kannst doch nicht die Gäste in Deinem alten Collegien-Rock empfangen," sagte sie mißmuthig.

„Es sind ja lauter Freunde und Bekannte," entgegnete er, „die keinen Werth auf solche Kleinigkeiten legen."

„Wenn auch! Du darfst Dich nicht vernachlässigen. Man giebt immer der Frau die Schuld, wenn der Mann nicht ordentlich aussieht. Thu' mir den Gefallen und binde Dir wenigstens eine andere Cravatte und einen frischen Kragen um."

„Das hält mich viel zu lange auf. Unsere Gäste können jeden Augenblick kommen."

„Ich werde Dir helfen, damit es schneller geht. So viel Zeit haben wir noch."

Der Professor mußte sich vor den Spiegel stellen; Auguste legte ihm den rein gewaschenen Kragen an und band die Cravatte mit einer künstlichen Schleife mit solcher Langsamkeit, daß er darüber etwas ungeduldig wurde.

„So," sagte sie mit zufriedenem Blick, „siehst Du gleich ganz anders aus und kannst Dich überall

zeigen. Du weißt gar nicht, was so ein Bischen Toilette thut. Du bist wirklich noch ein ganz schöner Mann, der selbst einem jungen Mädchen gefallen kann."

„Wo denkst Du hin?" entgegnete er, leicht erröthend. „Das sollte mir fehlen, mich auf das Courschneiden zu verlegen. In meinen Jahren hat man Besseres zu thun."

„Alter schützt vor Thorheit nicht," scherzte Auguste, gut aufgelegt. „Man soll keinem Mann trauen und den Gelehrten am wenigsten. Stille Wasser sind tief, pflegte mein verstorbener Vater zu sagen. Zum Glück bin ich nicht eifersüchtig."

„Aber ohne Eifersucht giebt es auch keine wahre Liebe," erwiederte der Professor, auf ihren Ton eingehend.

„Dazu stehst Du mir zu hoch, als daß ich Dir etwas Unrechtes zumuthen sollte. Ich vertraue Dir von ganzer Seele und bin so fest wie von meinem Leben überzeugt, daß Du mich nicht hintergehen wirst."

„Gewiß nicht!" betheuerte der Professor, indem er mit neu erwachender Zärtlichkeit sie an sich zog und einen Kuß auf ihre vollen Lippen drückte, während eine jungfräuliche Röthe ihre runden Wangen färbte.

„Laß mich,“ bat sie, sich aus seinen Armen befreiend. „Du zerknitterst mir ja meine neue Blouse. Die Leute werden uns auf unsere alten Tage noch für närrisch halten.“

Die wiederholte Anspielung auf das Alter und die allzu große Rücksicht auf ihre Toilette wirkten etwas ernüchternd auf den Professor und dämpften die Ausbrüche einer in letzter Zeit nur seltenen Zärtlichkeit. Während Auguste noch schnell vor dem Spiegel ihre derangirten Locken in Ordnung brachte und das verschobene Kleid zurecht zupfte, lehnte der Professor das heiße Gesicht an die kühle Fensterscheibe, über das Phlegma seiner Frau einigermaßen verstimmt.

Nach und nach stellte sich die geladene Gesellschaft ein und bald entwickelte sich nach den herkömmlichen Begrüßungen ein lebhaftes Gespräch, an dem sich jedoch Auguste nur wenig oder gar nicht betheiligen konnte, da sie als aufmerksame Wirthin anderweitig in Anspruch genommen wurde.

Mit einer fast nervösen Unruhe sah sie darauf, daß die Gäste bedient wurden und es ihnen an nichts mangelte. Bald eilte sie nach der Küche, um das nachlässige Mädchen an seine Pflicht zu erinnern,

bald sprang sie von ihrem Stuhl auf, um einem der Herrn eine Tasse Thee einzugießen, oder einer Dame den Zuckerkorb und den Kuchenteller zu reichen, so daß sie fortwährend auf den Füßen war.

Erst nachdem sie Alles besorgt hatte, setzte sie sich und hörte schweigend der Unterhaltung zu, die sich in diesem Kreise zunächst um die Interessen der gelehrten Welt, um die neuesten Erscheinungen der Wissenschaft, Kunst und Literatur drehte, wofür sie freilich nur wenig oder gar kein Verständniß zeigte.

Um so mehr glänzte die Frau Professor Laura Baumann, eine imposante, junonische Gestalt, durch ihre Bildung und klassische Gelehrsamkeit, so daß sie alle übrigen Damen nicht nur körperlich, sondern auch geistig in Schatten stellte. Selbst die anwesenden Herren und vor Allen der eigene kleine Gatte beugten sich vor der majestätischen Erscheinung, die gleich der begeisterten Pythia auf dem Dreifuß stets im pathetischen Orakelton sprach, während sie sich eben so geschickt mit ihrem rothen Shawl, wie mit ihren schönen Phrasen zu drapiren wußte.

Mit ihr konnte sich nur noch Fräulein Agathe Wimmer, die Tochter eines bekannten Philosophen,

messen, eine gereifte Jungfrau, die mit ihrem langen Gesicht und der mageren Figur einem logischen Begriff oder einer Abstraktion ihres gelehrten Vaters glich. Da sie außerdem keinen Werth auf ihre Toilette legte und die Crinoline, welche sie gerade brauchen konnte, verschmähte, so näherte sie sich mit jedem Tage mehr einer vollkommen mathematischen Fläche.

Was ihr jedoch an körperlichen Reizen fehlte, ersetzte sie durch ihren Geist, der nur einen scharfen, altjungferlichen Beigeschmack hatte. Sie war außerordentlich belesen und schrieb für verschiedene Journale Kritiken und Novellen. Besonders waren ihre Sprachorgane entwickelt; sie redete mit einer bewunderungswürdigen Geläufigkeit, wobei der Ton ihrer Stimme häufig in ein eigenthümliches Schluchzen überging. Ein geziertes Wesen, das sie anzunehmen pflegte, war ihr bereits zur zweiten Natur geworden, so daß es den Bekannten weniger als den Fremden auffiel.

Zwischen den beiden rivalisirenden Damen bewegte sich der geistvolle Aesthetiker, Doktor Fischer, ein blasser, schmachtender Herr mit sorgfältig gescheitelten Haaren und verschwommenen Zügen, in denen

sich ein hoher Grad von Selbstgefälligkeit verrieth. Der blaue Leibrock mit den vergoldeten Knöpfen und die weiße Halsbinde und die glänzenden Lackstiefel gaben ihm ein stutzerhaftes Aussehen. Er war der erklärte Liebling der Damen und seine öffentlichen Vorlesungen entzückten nicht nur sämmtliche Backfische, sondern das ganze auf Bildung Anspruch machende Frauenpublikum, welches für den interessanten Aesthetiker schwärmte.

Dieser selbst schwankte jetzt wie ein beweglicher Pendel unruhig zwischen der schönen Professorin Baumann und dem interessanten Fräulein Agathe Wimmer, bald von den Reizen der Einen, bald von dem Geist und auch von dem Vermögen der Anderen angezogen, da sie als einzige Tochter des reichen Professors eine ansehnliche Mitgift zu erwarten hatte.

Mit dem zierlichen Aesthetiker contrastirte um so schärfer der grobkörnige, sarkastische Germanist, Professor Behr, ein breitschultriger Westphale, der durch sein derbes Wesen häufig Anstoß gab und besonders die zarten Seelen verletzte. Auch seine kleine, aber höchst resolute Frau, eine kerngesunde Natur, nahm, wie man zu sagen pflegt, kein Blatt vor den Mund

und hatte auch das Herz auf dem rechten Fleck, so daß das Ehepaar für einander geschaffen schien.

Zu ihr und der ebenfalls anwesenden Hofräthin Burger fühlte sich Auguste am meisten hingezogen. Letztere war eine würdige Matrone und Wittwe eines verdienstvollen Gelehrten, hochgebildet, aber zugleich voll Anerkennung für die Verdienste anderer Frauen und besonders auch für die häuslichen Tugenden der bescheidenen Wirthin, welche dafür die Hofräthin in ihr Herz geschlossen hatte.

Ihre beiden Töchter, Wanda und Elise, zwei junge, liebenswürdige Mädchen, brachten im Verein mit dem heiteren Doktor Wagner ein belebendes Element in die Gesellschaft und sorgten dafür, daß nicht nur lauter gelehrte und ästhetische Dinge besprochen wurden.

Trotzdem wollte die Unterhaltung heute nicht in den rechten Fluß kommen, da der Professor, sonst die Seele des Kreises, ein auffallendes Stillschweigen beobachtete, weshalb er sich mit einem leichten Unwohlsein entschuldigte. Unter diesen Umständen war es ihm doppelt willkommen, daß der eitle Aesthetiker, der sich für einen ausgezeichneten Vor-

leser hielt, um die Erlaubniß bat, die Anwesenden mit einem so eben erschienenen Drama, das er wie immer zufällig in seiner Tasche mitgebracht hatte, bekannt zu machen.

„Und wie heißt das interessante Trauerspiel, das Sie uns so warm empfehlen?“ fragte Frau Laura Baumann.

„Erinna!“

„Erinna!“ rief der Professor, mit Mühe seine Bewegung verbergend.

„Sie scheinen das Stück bereits zu kennen.“

„Ich!“ stammelte er verlegen. „Nein, nein! ich habe es noch nicht gelesen.“

„Das dürfte auch kaum möglich sein,“ bemerkte der selbstgefällige Aesthetiker, „da das Buch als Manuskript gedruckt erschienen und gar nicht in den Buchhandel gekommen ist. Ich habe mein Exemplar von dem Verfasser direkt zugeschickt erhalten.“

„Sie kennen also den Dichter?“

„Ich habe keine Ahnung, aber jedenfalls muß er ein ungewöhnliches Talent besitzen. Ich darf wohl sagen, daß mich selten ein modernes Drama in dem Grade interessirt hat. Ich glaube daher, daß die

Damen meine Wahl nur gut heißen werden, um so mehr, da eine Frau die Heldin dieses neuen Trauerspiels ist."

„War nicht Erinna eine griechische Dichterin?" fragte Fräulein Agathe, höchst erfreut, ihre klassische Bildung zeigen zu können.

„In der That," entgegnete Doktor Fischer, „Erinna war eine Zeitgenossin und Nebenbuhlerin der berühmten Sappho. Hätte nicht ein allzu früher Tod sie bereits vor ihrem zwanzigsten Lebensjahre hinweggerafft, so wäre sie sicher noch bedeutender und berühmter als ihr unsterbliches Vorbild geworden. Fragen Sie nur Professor Römer und er wird Ihnen sagen, daß ich keineswegs übertreibe."

„Die wenigen Fragmente," entgegnete dieser, „die auf uns gekommen sind, bekunden allerdings ein wunderbares Talent und eine Vollendung, die uns doppelt bei solcher Jugend entzücken muß. Dazu kommt noch das hohe Interesse, welches unwillkürlich das tragische Schicksal des hochbegabten Mädchens uns einflößt."

„Bitte, bitte!" schluchzte Fräulein Agathe mit einer Kindlichkeit, die freilich nicht zu ihrem reifen

Alter mehr passen wollte. „Bester, einzigster Professor, erzählen Sie uns von Erinna."

„Herr Doktor Fischer wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, Ihren Wunsch zu erfüllen, da er als Lehrer der Aesthetik jedenfalls sich mit dieser interessanten Dichterin eingehender beschäftigt hat," erwiederte er ausweichend.

„Da das klassische Alterthum Ihre eigentliche Domaine ist und ich mich hauptsächlich nur mit der neueren Literatur beschäftige, so lasse ich mich gern von einer solchen Autorität belehren," versetzte der Aesthetiker mit angenommener Bescheidenheit.

„Was ich über die Dichterin weiß," erwiederte der Professor, „will ich Ihnen mit Vergnügen mittheilen, so mangelhaft auch die auf uns gekommenen Ueberlieferungen sind. Erinna war auf der Insel Lesbos geboren und entwickelte frühzeitig unter dem schönen Himmel Griechenlands eine seltene Begabung für die Poesie. Schnell verbreitete sich ihr Ruf, so daß der bekannte Tyrann Dionysios von Syrakus, der an seinem Hofe die berühmtesten Dichter und Künstler seiner Zeit versammelte, sie zugleich mit dem großen Philosophen Plato zu sich r Der da-

mals noch jugendliche Plato flößte durch seinen wunderbaren Geist und die Liebenswürdigkeit seiner ganzen Erscheinung der feurigen Dichterin eine tiefe, leidenschaftliche Neigung ein, von der er selbst keine Ahnung hatte. Vertieft in seine metaphysische Spekulation blieb ihm die Liebe des genialen Mädchens verborgen, das sich in ungestillter Sehnsucht verzehrte.

„O mein Gott!“ rief Fräulein Agathe dazwischen. „Wie interessant! Eine unglückliche, klassische Liebe.“

„Je unglücklicher,“ fuhr der Professor fort, „sich die junge Dichterin fühlte, desto schöner und ergreifender klangen ihre Lieder, von denen leider nur wenige Bruchstücke sich erhalten haben, darunter ein größeres Gedicht „Elakate.“ Ihre Schwermuth nahm noch zu, als Dionys, der wie jeder Tyrann auf die Länge der Zeit die Stimme der Wahrheit nicht zu hören vermochte, einen der berühmten Männer nach dem Andern von seinem Hofe verbannte. Dies Loos traf auch Plato, den er jetzt um so mehr haßte, je mehr er ihn früher bewundert hatte.“

„So was,“ bemerkte der derbe Germanist, „ist auch in unseren Zeiten vorgekommen. Im Grunde war Dionys noch ein ganz gemüthlicher Tyrann, da

er den Dichtern und Denkern nur den Laufpaß gab, statt sie lebenslänglich in's Zuchthaus zu sperren."

„Erinna," erzählte der Professor, „war in Verzweiflung, da sie weder dem Philosophen, von dem sie nicht wußte, ob er ihre Liebe theilte, nach Athen folgen konnte, noch ohne ihn in Syrakus länger weilen wollte. Sie beschloß daher, die ihr innig befreundete Sappho aufzusuchen und bat darum den Tyrannen, sie ziehen zu lassen. Dieser aber wurde jetzt erst durch sie selbst auf die reizende Dichterin aufmerksam gemacht. Ihre holde Erscheinung, die er früher kaum beachtet, noch gehoben durch den Reiz einer sanften Schwermuth, ihre zarten, sinnigen Lieder bewogen ihn, ihr näher zu treten, als dies früher der Fall war."

„O mein Gott!" schluchzte Agathe wieder. „Ein verliebter Tyrann — die arme Erinna!"

„In schmeichelhaften Ausdrücken verweigerte Dionys der Dichterin die erbetene Erlaubniß, sich von seinem Hofe entfernen zu dürfen. Von wilder Leidenschaft erfüllt, verfolgte er sie fortan mit seiner Liebe, die sie mit Abscheu und Entrüstung zurückwies. Ihr Widerstand entflammte nur seine Gluth, so daß

er seine Nachstellungen verdoppelte und selbst Gewalt anwendete. So bestürmt, erlag die zarte Blume; sie welkte dahin und starb von Gram und Kummer verzehrt, in ihrem neunzehnten Jahre. Selbst der rauhe Tyrann war von ihrem frühzeitigen Tode tief erschüttert, ihr Andenken aber lebte fort in ihren Liedern und jedes fühlende Herz beweinte das tragische Geschick der jugendlichen Sängerin."

„O mein Gott!" schluchzte Fräulein Agathe. „Wie poetisch!"

„Diesen Stoff," fügte der Aesthetiker hinzu, „hat nun der unbekannte Verfasser zu seinem Drama benutzt, aus dem ich Ihnen die interessantesten Scenen jetzt vorzulesen gedenke."

„Ich verspreche mir einen außerordentlichen Genuß," sagte die imposante Professorin Laura Baumann, „da schon die bloße Erzählung mich tief ergriffen hat."

Nachdem der Vorleser sich in die gehörige Positur gesetzt hatte, las er aus dem vorliegenden Manuskript mit süßlich schmachtender Stimme die ersten Auftritte, welche an dem Hofe des Tyrannen spielten. Mit jeder Scene steigerte sich die Theilnahme der

Zuhörer; selbst der für derartige moderne Erzeugnisse wenig eingenommene Germanist nickte beifällig, voll Anerkennung für den idealen Geist der Dichtung. Fräulein Agathe aber drückte von Zeit zu Zeit ihr Entzücken durch ihre Lieblingsphrase: „O mein Gott!" aus und die schöne Professorin Baumann seufzte einige Male, tief gerührt. Die größte Bewunderung erregte ein Monolog Erinna's, worin sie ihre Liebe zu dem berühmten Philosophen zum ersten Male sich selbst gestand. Nicht minder ergreifend und poetisch war ein Zwiegespräch zwischen ihr und Plato, der ihr seine eigenthümliche Anschauung von jener göttlichen Liebe kund that, die frei von jedem irdischen Wunsch sich allein mit einer rein geistigen Verbindung von Mann und Frau genügen läßt.

„Göttlich! himmlisch!" schluchzte Fräulein Agathe, als der Vorleser eine längere Pause machte.

„Ich habe niemals Schöneres über die platonische Liebe vernommen," stimmte Frau Professorin Baumann bei.

„Trotzdem," bemerkte der grobe Germanist, „halte ich eine derartige Liebe für den größten Unsinn von der Welt."

„Warum soll denn," fragte die schöne Frau mit einem zärtlichen Blick auf den zierlichen Aesthetiker, „nicht eine reine Neigung, ein solches Verhältniß möglich sein?"

„Weil sich der Geist nicht von dem Körper trennen läßt," entgegnete der Hausarzt, Doktor Wagner. „Beide sind so innig mit einander verbunden, wie die Siamesischen Zwillinge."

„Sie sind ein unverbesserlicher Materialist, der von der Liebe reiner Seelen keine Ahnung hat."

„Allerdings von einer solchen Liebe weiß ich nichts," entgegnete der Arzt, „weil sie nach meiner Ansicht nirgends existirt. Jede Neigung zwischen den getrennten Geschlechtern wurzelt zunächst in den Sinnen, von denen wir den ersten Eindruck empfangen. Wenn wir den geliebten Gegenstand weder sehen, noch fühlen können, so bleibt unsere Liebe gegenstandslos. Das ist so klar wie das Sonnenlicht und auch hier gilt das Sprüchwort: Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren."

„O, mein Gott, wie prosaisch!" schluchzte Fräulein Agathe.

„Durchaus nicht, mein Fräulein! Durch die Pforte

der von Ihnen so verachteten Sinnenwelt tritt alles Große, Schöne und Erhabene an unsern Geist heran. Verbindet sich noch mit dem sinnlichen Wohlgefallen der Liebreiz der Seele, eine gewisse Harmonie und Uebereinstimmung der Gedanken und Empfindungen, die Erkenntniß gegenseitiger Tugenden, so wächst unsere Liebe und erreicht mit der Zeit jene Stärke und Dauer, jene göttliche Macht, die über alle Hindernisse, über die Vergänglichkeit des Irdischen triumphirt und dem Tode trotzt. Mit Recht hat man daher schon öfters die Liebe mit einem Baume verglichen, der aus der dunklen Erde zum Himmel emporsteigt, immer höher und schöner, von reinen Lüften umweht, von goldenem Licht bestrahlt, von himmlischem Thau genährt, die herrlichsten Blüthen und Früchte tragend. Sie sehen, mein Fräulein, daß meine Auffassung der Liebe keineswegs der Poesie ganz entbehrt."

„Und doch glaube ich," entgegnete die pathetische Laura, „daß es eine wirkliche Seelenfreundschaft giebt."

„Um Gotteswillen!" rief der Germanist mit komischem Entsetzen. „Sprechen Sie mir nicht von Seelenfreundschaft, wenn ich das Wort nur höre, wittre ich schon Unrath."

„Allerdings," erwiederte Frau Laura majestätisch, „ist eine solche Freundschaft nicht bei gewöhnlichen Menschen zu finden. Sie fordert eine Idealität, eine Reinheit der Empfindung, eine geistige Höhe, zu der sich nur ein gläubiges Gemüth emporschwingen kann."

„Wie zum Beispiel eine gewisse Muckergesellschaft," brummte der grobe Germanist für sich.

„Ja, ich zweifle keinen Augenblick," fuhr die schöne Frau Baumann fort, „daß eine solche Seelenfreundschaft zwischen einem Mann und einer Frau möglich ist. Ich kann durchaus nicht einsehen, warum eine derartige, vollkommen reine Verbindung nicht in der Wirklichkeit vorkommen sollte."

„Weil wir eben nur Menschen und keine Engel sind," versetzte der Arzt. „Trotz aller Reinheit und Sittlichkeit wird in den meisten Fällen ein derartiges Verhältniß unwillkürlich mit der Zeit eine leidenschaftlichere Färbung annehmen und vielleicht ohne Wissen der Betheiligten die feine Grenzlinie der Freundschaft bald unmerklich überschreiten. Jedenfalls ist die Möglichkeit zu vielfachen Verirrungen gegeben und auch hier heißt es: Wer sich in Gefahr begiebt, kann leicht darin umkommen."

„Mir aus der Seele gesprochen,“ sagte die kleine, resolute Frau des Germanisten. „Wenn sich zwei junge Leute rechtschaffen lieben, dann denken sie nicht an Seelenfreundschaft, sondern sie machen es wie ich es mit meinem Mann gemacht habe, sie heirathen sich und sind glücklich. Wenn aber ein verheiratheter Mann oder eine Ehefrau eine solche Seelenfreundschaft schließt, dann weiß ich gleich, was die Glocke geschlagen hat. In einer glücklichen Ehe kann so etwas nicht vorkommen und ich setze darum meinen Kopf zum Pfande, daß der eine oder der andere Theil nicht innerlich befriedigt ist. Wo in einem Herzen noch Raum für eine solche Seelenfreundschaft bleibt, da ist die Liebe nie darin gewesen, oder daraus wieder entflohen.“

„Da muß ich Ihnen Recht geben, Frau Professor!“ meinte die würdige Mutter Römers. „Ich verstehe zwar nichts von dieser neumodischen Erfindung, aber nach meiner Ansicht ist daran allein nur Müßigang und Ueberbildung Schuld. Wenn ein Mann redlich arbeitet und eine Frau sich um ihre Wirthschaft und ihre Kinder ordentlich kümmert, dann haben sie gar keine Zeit, um auf solche Gedanken

zu kommen. Aber bei der verkehrten Erziehung der heutigen Welt nimmt es mich gar nicht Wunder. Ich glaube aber, daß ein Mann an seiner Frau und eine Frau an ihrem Mann genug hat, jeder Dritte in einer Ehe ist vom Uebel und damit Basta!"

„Auf diese Weise," entgegnete die schöne Laura, „würde durch die Ehe jede Freundschaft ausgeschlossen werden."

„Gott behüte!" entgegnete die Matrone. „Warum soll man keine Freunde haben, wenn man auch verheirathet ist? Aber hübsch gemeinschaftlich, liebe und gute Bekannte, die man gern sieht, mit denen man nach gethaner Arbeit ein Stündchen und auch zwei gemüthlich verplaudert, aber mit den aparten Seelenfreunden soll man mir vom Leibe bleiben. Die besten Freunde müssen Mann und Frau sein, weil sie zu einander gehören und einen Leib und eine Seele bilden. Habe ich nicht Recht, mein Sohn?"

„Gewiß," antwortete der Professor, aus seinen Gedanken erwachend. „In einer glücklichen Ehe, wo eine wahrhafte Uebereinstimmung der Gedanken und Empfindungen herrscht, kann von einer andern Verbindung keine Rede sein."

„Aber nicht jede Ehe ist glücklich,“ fiel Frau Laura ein. „Wenn zwischen den beiden Gatten das innige Verständniß, die unentbehrliche Gemeinsamkeit der Interessen und Gefühle fehlt, wenn eine unübersteigliche Kluft sie trennt, sollen sie darum allen Ansprüchen auf das höchste Glück des Lebens entsagen?“

„Selbst dann,“ erwiederte der Arzt, „wird durch eine solche Seelenfreundschaft das Uebel nur noch verschlimmert und die Möglichkeit der Heilung ausgeschlossen, gerade wie eine Wunde durch die Gegenwart eines fremden Körpers forteitert und sich nicht schließen kann. Ich halte unter allen Umständen jedes derartige Verhältniß für eine krankhafte Ausgeburt unserer Zeit, die, wie bereits die würdige Mutter unseres Freundes richtig bemerkt, an einer gewissen Ueberbildung und an einem allzu großen Raffinement des Denkens und Empfindens leidet. In einem wahrhaft gesunden Organismus können zwar mächtige Leidenschaften, eine alle Schranken und Grenzen durchbrechende Liebe sich entwickeln, aber nicht jene schwächlichen Verirrungen, jene mir verhaßte Heuchelei und Halbheit, die weder den Muth hat, sich einer gewaltigen Neigung mit allen ihren Folgen zu

überlassen, noch männliche Willenskraft besitzt, sie zu besiegen."

Gerade als sich die pathetische Professorin Baumann anschickte, die nach ihrer Meinung höchst bornirte und materielle Ansicht des Arztes über die Seelenfreundschaft mit einem Aufwande geistreicher Phrasen zu bekämpfen, ersuchte Auguste ihre Gäste, an dem von ihr bereiteten Abendbrod Theil zu nehmen, wodurch das Gespräch unterbrochen wurde.

Bei Tisch brachte der befreundete Hausarzt einen Toast auf die bescheidene Wirthin aus, wobei er zugleich an den Verlobungstag erinnerte und die anwesenden Gäste aufforderte, ihre Gläser auf das Wohl des glücklichen Paares zu leeren.

In dem hellen Klang der angestoßenen Gläser verhallte ungehört ein leiser Seufzer aus der gepreßten Brust des Professors.

Viertes Capitel.

Durch die blauen Fluthen des Rheins rauschte das Dampfboot, das an einem herrlichen Morgen von Bieberich abfuhr. Im goldenen Sonnenschein blitzten die aufgewühlten Wellen, funkelten die einzelnen Wassertropfen wie schimmernde Demanten und Perlenschnüre. Ein frischer Wind kräuselte den glatten Spiegel des Stromes und verbreitete zugleich eine angenehme Kühlung.

Zu beiden Seiten des Flusses stiegen die gesegneten Ufer empor, das prächtige Waldgebirge mit seinen mächtigen Eichen, die sanften Hügel mit ihren hellgrünen Reben, dazwischen fruchtbare Thäler, freundliche Dörfer, anheimelnde Städtchen und Städte mit ihren alten Thürmen und neuen Villen, eine fortlaufende Kette der anmuthigsten landschaftlichen Bilder.

Hier grüßte Nieder-Walluf, nach Goethe's Aus-

spruch, wie auf einer Landzunge schön und gefährlich, dort blickte von der grünen Höhe Schloß Johannisberg und drüben lag das reizende Bingen mit seinem Rochusberg. Mit jeder Biegung des Weges entfaltete sich eine neue entzückende Aussicht bald auf eine hohe Burg, bald in ein verstecktes grünes Thal oder auf eine romantische Ruine.

Zu der Schönheit der Natur gesellte sich noch der Reiz des lebendigen Verkehrs auf dem mächtigen Strom und an seinen Ufern. An den Landungsbrücken der Dampfboote warteten zahlreiche Reisende, geschäftige Kellner, Kutscher, die ihre Wagen anpriesen, Knaben mit ihren Eseln, Landleute und neugierige Bürger, welche die ankommenden und abgehenden Passagiere musterten.

Unter dem schattigen Rebendach der Wirthshäuser lagerten fröhliche Zecher und tranken aus den grünen Römern den goldenen Wein. Aus den Fenstern blickten schöne Mädchen, hinter Blumentöpfen versteckt, dem vorübereilenden Schiffe nach und lächelten, wenn ein übermüthiger Bruder Studio sie bemerkte und mit lautem Zuruf grüßte.

Auf luftigem Balkon saßen holde Frauen, von

breiten Strohhüten vor den Strahlen der Sonne geschützt und lasen oder beschäftigten sich mit zierlichen Handarbeiten; zu ihren Füßen spielten liebliche Kinder. Aus den eleganten Villen und Landhäusern tönte Gesang und Saitenspiel, bald ein anmuthiges Lied von Mendelssohn, bald ein schwermüthiges Nocturno von Chopin, von den Lüften fortgetragen und die Vorüberfahrenden begleitend, bis die Klänge in der Ferne melodisch verhallten.

Schwere Frachtschiffe fuhren auf dem Wasser, mit Gütern reich beladen; leichte Kähne schwebten auf der Fluth und eilten von einem Ufer zum andern, mit fröhlichen Männern und heiteren Frauen besetzt, die eine Vergnügungspartie unternahmen. Ueberall herrschte Lust und Freude, reges Leben und frische Thätigkeit unter dem blauen Himmel, der zum Genuß des Daseins die ganze Welt einzuladen schien.

Eine gleiche Stimmung beseelte auch die beiden Männer, welche an dem Steuerruder des Dampfbootes standen und mit sichtlichem Vergnügen das gebotene Schauspiel genossen. Selbst die Melancholie des Professors vermochte nicht dem Einfluß der freundlichen Natur und des damit verbundenen

Lebens zu widerstehen. Die finsteren Wolken waren von seiner hohen Stirn geschwunden und eine leichte Röthe färbte seine bleichen Wangen.

Wollte sich der alte Trübsinn wieder einmal regen, so genügte eine scherzhafte Bemerkung seines Begleiters und ärztlichen Freundes, die aufsteigenden Geister der Schwermuth zu bannen. Beide reisten gemeinschaftlich nach einem rheinischen Badeort, wo sie sich während der Ferien einige Wochen aufzuhalten gedachten, um sich von ihrer anstrengenden Thätigkeit zu erholen.

Der Professor hatte dem wiederholten Rath und Drängen des Arztes nachgegeben und sich endlich zu dieser Reise entschlossen, nachdem sich Wagner bereit erklärt hatte, ihn zu begleiten. Die glückliche, sich stets gleich bleibende Laune des Freundes, die Frische seines Geistes, die Liebenswürdigkeit seines Wesens und der ihm angeborene Humor machten ihn unter allen Verhältnissen zu einem angenehmen Gesellschafter auf der Wanderschaft.

An Anregung und Zerstreuung fehlte es außerdem nicht, da der Wechsel der landschaftlichen Scenen verbunden mit dem Leben und Treiben an dem Ufer

und auf dem Verdeck des Dampfbootes selbst einen hinlänglichen Stoff für die Unterhaltung der Freunde bot.

Bald machte der Arzt im Vorüberfahren den Professor, der den Rhein noch nicht kannte, auf einen besonders schönen Punkt der Gegend aufmerksam, bald auf die komische Figur eines reisenden Engländers, den er in seinem gewürfelten Plaid mit einem herumwandelnden Schachbrett verglich, bald auf eine interessante Gruppe lebhafter Franzosen und Französinnen, oder halb civilisirter und ganz blasirter Russen.

Die verschiedenen Stationen, an denen das Dampfboot anlegte, brachten immer neue Erscheinungen und einen steten Wechsel der ankommenden und abgehenden Passagiere. Um das unterhaltende Schauspiel besser zu genießen, gaben die Freunde ihren bisherigen Standpunkt in der Nähe des Steuerruders auf, indem sie der Landungsbrücke gegenüber Platz nahmen, so daß ihnen keine einigermaßen interessante oder lächerliche Figur so leicht entgehen konnte.

Nachdem das Dampfboot eine Anzahl Passagiere aufgenommen hatte und bereits sich wieder anschickte, das Ufer zu verlassen, sah man noch einige

verspätete Reisende mit sichtlicher Hast herbeieilen, um wo möglich noch mitzukommen.

Trotzdem die Maschine sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, gelang es ihnen, wenn auch mit Noth und Mühe, noch die fliegende Brücke in dem Augenblick zu erreichen, wo sie eben zurückgezogen werden sollte. Durch das Ausgreifen der Räder war jedoch das Schiff in's Schwanken gerathen, so daß die athemlose Gesellschaft zum Theil das Gleichgewicht verlor und in Gefahr gerieth, auszugleiten und zu fallen.

Die zunächststehenden Zuschauer beeilten sich besonders den bedrohten Frauen ihre Hilfe anzubieten. Diesen Dienst leistete auch der Arzt einer älteren Dame, welche fast umgesunken wäre, wenn er nicht noch rechtzeitig ihr seine Hand entgegengestreckt und sie festgehalten hätte.

Während die vor dem Fall Gerettete einige dankbare Worte an ihren Beschützer richtete, gab sie zugleich ihre Ueberraschung zu erkennen, da Wagner für sie durchaus kein Fremder war. Auch er begrüßte sogleich in der älteren Dame eine frühere Bekannte, mit der er vielfach in Verbindung gekom-

men war in jener Zeit, wo er noch als Privatdocent in der Residenz lebte.

Damals war das Haus der Geheimräthin von Brehmer der Mittelpunkt eines durch Geist und Bildung ausgezeichneten Kreises, der sich wenigstens einmal in der Woche in ihrem Salon zu versammeln pflegte. Sie selbst besaß in hohem Grade die Kunst, durch ihre Liebenswürdigkeit die Berühmtheiten des Tages an sich zu ziehen, wobei sie zugleich ebenso sehr ihre Liebe für die Wissenschaft, Kunst und Literatur wie ihre persönliche Eitelkeit befriedigte.

Reich und unabhängig liebte sie besonders, als die Beschützerin junger Talente zu erscheinen, so daß das Patronisiren ihr bereits zur zweiten Natur geworden war. Abgerechnet dieser verzeihlichen Schwächen war die Geheimräthin in der That eine interessante und hochgebildete Frau, deren feines Gesicht die Spuren früherer Schönheit trug, während ihr ganzes Auftreten, ihr freundliches Wesen, ihr zuvorkommendes Benehmen noch immer eine gewisse Anziehungskraft übte und auch den Professor für sie einnahm.

Der angenehme Eindruck dieser unerwarteten Begegnung wurde noch durch die beiden jungen Be=

gleiterinnen erhöht, welche die Geheimräthin als ihre Tochter Bettina und ihre Nichte Hedwig von Birken vorstellte. Erstere war eine pikante Brünette von achtzehn Jahren mit feurigen Augen, einem reizenden Stumpfnäschen und frischen Lippen, um welche die Geister des Muthwillens und der Schalkhaftigkeit zu schweben schienen, voll Grazie und Anmuth in allen Bewegungen der zierlich elastischen Gestalt, die durch den eleganten Reiseanzug noch hervorgehoben wurde, voll übermüthiger Heiterkeit und frischer Lebenslust, die aus den sonnigen Blicken, aus den Grübchen der runden Wangen, aus allen Zügen und Linien des glücklichen Gesichtes hervorlachte.

Um so ernster erschien ihre um fünf Jahre ältere Cousine, eine hohe, schlanke Blondine mit wunderbar schönen, goldenen Locken, wie ein Heiligenbild von einer schimmernden Glorie umgeben. Aus den unergründlich tiefen, blauen Augen strahlte der Abglanz einer reinen, für die höchsten Ideale begeisterten Seele, während die stark gewölbte, kurze aber breite Stirn von der Weiße des Elfenbeins den Stempel des Genius, das Gepräge des selbstständigen Denkens trug.

Wie sie so dastand, in den faltigen Reisemantel die hohe Gestalt gehüllt, gleichsam abgeschlossen und unnahbar in strenger Jungfräulichkeit, wie von einer unsichtbaren Weihe umflossen, erinnerte sie unwillkürlich an eine gotterfüllte Priesterin, an eine Seherin des Alterthums, oder an eines jener antiken Marmorbilder der Pallas Athene voll erhabener Schönheit und überirdischer Hoheit.

Als der Name des Professors ihr genannt wurde, zeigten eine kaum merkliche Befangenheit, eine plötzlich aufsteigende Röthe ihrer Wangen, daß ihr der berühmte Mann nicht unbekannt war. Trotzdem schien sie jede vertrauliche Annäherung eher zu fliehen als zu suchen, indem sie seine freundliche Anrede zwar höflich aber einsylbig beantwortete. Nur die seelenvollen Blicke, welche sie von Zeit zu Zeit auf ihn richtete, verriethen ihr Interesse an dem bedeutenden Gelehrten, das sie vielleicht aus allzu großer Bescheidenheit oder aus einem ihr nur allein bekannten Grund verbarg.

Fast schien es aber, als ob auch Hedwig von Birken die Erfahrung an sich machen sollte, daß die persönliche Bekanntschaft mit berühmten Männern nur

selten den von uns gehegten Erwartungen und dem schmeichelhaften Bilde unserer Phantasie entspricht. Die äußere Gestalt des Professors war allerdings nicht dazu angethan, auf den ersten Blick für sich einzunehmen, da eine gewisse Gemessenheit seines Wesens, verbunden mit dem ernsten Ausdruck seines geistreichen Gesichts ihn jedem Fremden kalt und unzugänglich erscheinen ließ. Erst bei näherer Bekanntschaft und im vertrauten Umgange schmolz die Rinde, entfaltete er jenen wunderbaren Zauber, der ihm wie Wenigen zu Gebote stand. Dann belebten sich die strengen Züge, dann strahlten die eingesunkenen Augen in hellem Glanze, dann rötheten sich die bleichen Wangen, so daß er in solch seltenen Momenten selbst verwöhnte Frauenaugen durch jene geistige Schönheit überraschte, deren Eindruck um so tiefer und mächtiger ist, je weniger wir uns von ihr Rechenschaft zu geben wissen.

Dagegen war der gewandte Arzt bald mit der ganzen Gesellschaft befreundet, indem er das angeborene Talent und eine natürliche Leichtigkeit besaß, eine angenehme Unterhaltung selbst mit Fremden anzuknüpfen. Er sprach mit der Geheimräthin von

vergangenen Tagen und den alten Bekannten in der Residenz, er scherzte mit der heiteren Bettina, die er als Kind verlassen und jetzt als aufgeblühte Jungfrau wiederfand, im neckenden Ton; und durch eine witzige Bemerkung gelang es ihm, selbst dem ernsten Gesicht der schönen Hedwig ein vorübergehendes Lächeln zu entlocken.

Während Wagner in dieser Weise für die Unterhaltung der Damen Sorge trug und schnelle Fortschritte in ihrer Gunst zu machen schien, beobachtete der Professor seinen gewohnten stummen Ernst, obgleich es die Geheimräthin nicht an wiederholten Versuchen fehlen ließ, den berühmten Gelehrten in das Gespräch zu ziehen. Mit der größten Zuvorkommenheit bezeugte sie ihm ihre Theilnahme an seinen neuesten Arbeiten, über die sie sich mit der größten Anerkennung äußerte.

„Ich selbst," fügte sie lächelnd hinzu, „verdanke die Bekanntschaft Ihres herrlichen Werkes meiner Nichte, an der Sie eine eifrige Bewunderin und Schülerin gefunden haben."

„Das freut und überrascht mich um so mehr," versetzte der Professor, „da ich auf Damen, die mein Buch lesen, nicht gerechnet habe."

„Und warum nicht auf Damen?“ fragte Hedwig fast verletzt. „Soll denn das Gute und Schöne ewig nur das ausschließliche Eigenthum der Männer bleiben?“

„Das wohl nicht und ich bin weit entfernt, den Frauen ihren Antheil an der allgemeinen Bildung zu verkümmern. Aber mein Werk „über die Kunst der Alten“ setzt gewisse Kenntnisse, ein positives Wissen voraus, wie es bei unserer mangelhaften weiblichen Erziehung kaum gefunden werden dürfte.“

„Hedwig ist aber auch eine Ausnahme,“ erwiederte die Geheimräthin, ohne sich an die bittenden Blicke ihrer Nichte zu kehren. „Sie kann es gewiß mit manchem Gelehrten im Lateinischen und Griechischen aufnehmen.“

„Außerdem treibt sie Geschichte und Philosophie mit Leidenschaft,“ bemerkte Bettina voll Begeisterung für ihre Cousine.

„Das muß mich in der That an einer jungen Dame Wunder nehmen,“ erwiederte der Professor befremdet.

„Es ist nicht mein Verdienst,“ antwortete Hedwig bescheiden. „Mein guter Vater sorgte für meinen Unter-

richt und leitete meine Studien. Was ich weiß und geworden bin, danke ich ihm allein."

„Das ist wahr," bestätigte die Geheimräthin. „Mein verstorbener Bruder, der zwar ein Sonderling, aber ein bedeutender Gelehrter war und mit Vorliebe die alten Sprachen trieb, gab Hedwig diese eigenthümliche Erziehung. Da er keinen Sohn besaß, so unterrichtete er sie, als ob sie ein Knabe wäre. Sie mußte Latein und Griechisch lernen und mit ihm die klassischen Schriftsteller des Alterthums lesen. Später theilte sie seine Studien und half ihm bei seinen Arbeiten."

„Trotzdem ist unsere Hedwig," fügte die muntere Bettina hinzu, „wie Sie sehen, kein pedantischer Blaustrumpf geworden, sondern einfach, gut und lieb—"

„Ich bitte Dich," unterbrach dieselbe verstimmt das Lob der Freundin, „höre auf! Was soll der Herr Professor von mir denken? Ich muß in seinen Augen nur lächerlich erscheinen."

„Das haben Sie durchaus nicht zu befürchten, da ich keineswegs das gewöhnliche Vorurtheil gegen gelehrte und wirklich wissenschaftlich gebildete Frauen theile. In früheren Zeiten war es durchaus nicht

so selten, bei dem weiblichen Geschlecht eine gediegene Kenntniß des klassischen Alterthums zu finden, wie das Beispiel der berühmten Olympia Morata beweist, von der Sie wohl schon gehört haben werden."

„Der Name kommt mir zwar bekannt vor," versetzte die Geheimräthin, „aber ich erinnere mich nicht."

„Ich glaube," sagte Bettina, „daß wir in Heidelberg ihr Grab besucht haben, von dem Hedwig einen Epheuzweig zum Andenken sich pflückte, den sie in ihrem Album verwahrt."

„Sie war in der That," berichtete der Professor, „eine der interessantesten und bedeutendsten Erscheinungen des an ausgezeichneten Frauen so reichen sechszehnten Jahrhunderts. Die größten Gelehrten und Denker jener Tage huldigten ihrem Talent und ihrer Schönheit und waren stolz auf ihre Freundschaft. An dem Hofe zu Ferrara erzogen, den Goethe in seinem Tasso verherrlicht hat, sprach und schrieb sie Griechisch und Latein so leicht und elegant wie ihre Muttersprache. Auch war sie eine gefeierte Dichterin; ihre Verse voll Kraft und Anmuth bekundeten ein ungewöhnliches Talent."

„Ganz wie unsere —"

Der strafende Blick Hedwigs von einem leichten Erröthen begleitet, verhinderte die muntere Bettina zu vollenden, da sie durch ihre unwillkürliche Indiscretion die ohnehin verstimmte Freundin, für die sie eine schwärmerische, an Anbetung grenzende Verehrung zeigte, noch mehr zu erzürnen fürchtete. Die Geheimräthin, der die angerichtete Verwirrung nicht entging, beeilte sich, die unterbrochene Unterhaltung wieder auf Olympia zu lenken, indem sie den Professor bat, in seinen interessanten Mittheilungen fortzufahren.

„Durch Kalvin, der unter dem angenommenen Namen Coppeville damals in Ferrara verborgen lebte und an der hochgebildeten Herzogin Renata eine begeisterte Anhängerin fand, wurde auch Olympia für die Reformation gewonnen. An ihrer Bekehrung hatte ihre Liebe zu einem protestantischen Gelehrten aus Deutschland den größten Antheil, der in Italien Medizin studirte. Sie zog ihn den glänzendsten Bewerbern vor, indem sie von den angesehensten Hofleuten und den ersten Männern ihres Vaterlandes angebetet und zur Ehe verlangt wurde. Dieser Schritt war für sie von schweren Folgen begleitet, da sie dadurch die Gunst des Hofes verlor und sich

gezwungen sah, mit ihrem Gatten nach Deutschland auszuwandern."

„In der That," bemerkte die Geheimräthin, „ist diese Olympia eine wunderbare Erscheinung."

„Bittere Drangsale und schwere Leiden erwarteten sie in der neuen Heimath, wo in Folge der Reformation der Friede gestört und blutige Aufstände eingetreten waren. Schweinfurt, die Vaterstadt ihres Gatten ging in Flammen auf und längere Zeit irrten Beide ohne Obdach umher, bis er endlich einen Ruf als Professor der Medizin nach Heidelberg erhielt, während ihr der Lehrstuhl der griechischen Sprache an der dortigen Universität übertragen wurde. Leider sollte auch sie nur kurze Zeit die seltene Ehre genießen, da ihre Gesundheit durch die vorangegangenen Leiden so tief erschüttert worden war, daß sie bereits in ihrem neunundzwanzigsten Jahre starb, tief betrauert von ihrem Gatten und ihren zahlreichen Freunden, die in ihr nicht nur die berühmte Gelehrte, sondern die reinste Frau verehrten, welche mit ihrem reichen Wissen, die höchste Bescheidenheit und ächte Weiblichkeit verband."

„Wenn man von solchen edlen Frauen hört," setzte

die Geheimräthin hinzu, nachdem der Professor geendet hatte, „so muß man sich nur wundern, daß man ihnen in unserer Zeit, der es doch keineswegs an weiblichen Talenten fehlt, so selten begegnet."

„Daran trägt wohl hauptsächlich die oberflächliche Erziehung der meisten Frauen Schuld," entgegnete der Professor. „Diese ist leider selbst in den gebildeten Ständen einseitig und mangelhaft, mehr auf den äußeren Schein und blendenden Effekt als auf Wahrheit, innere Befriedigung und Ausbildung aller Seelenkräfte berechnet, eine Art Geistes-Toilette, welche nur der Eitelkeit und Gefallsucht Vorschub leistet. Im besten Falle werden die jungen Mädchen ausschließlich für ihren künftigen Beruf, für die Ehe zu Gattinnen und Müttern, aber selbst für diesen Zweck nur nothdürftig erzogen und damit ist auch gewöhnlich ihr Antheil an Wissenschaft, Kunst und den höchsten Gütern des Lebens abgeschlossen."

„Wenn dies der Fall ist," entgegnete Hedwig mit flammenden Wangen, „so trifft die Verantwortung nach meiner Meinung vor Allen die Männer, welche den Frauen seit Jahrhunderten diese untergeordnete Stellung in der Gesellschaft gegeben haben,

statt sie zu sich emporzuheben. Bald als Magd zu den niedrigen Arbeiten des Hauses und der Wirthschaft herabgewürdigt, bald als angebetete Göttin des Salons auf ein künstliches Piedestal gehoben, heute eine Sklavin, morgen eine Königin, hier verachtet und gemißhandelt, dort mit Schmeicheleien und Huldigungen überhäuft, meist aber wie ein unmündiges Kind unter der Vormundschaft der Eltern oder des Gatten gehalten, muß die Frau schließlich auf jede selbstständige Entwicklung ihres Geistes und Charakters verzichten, entweder zur gewöhnlichen Coquette oder zur alltäglich hausbackenen Wirthschafterin herabsinken."

„Und welche Stellung fordern Sie, mein Fräulein, für Ihr Geschlecht?"

„Die einer ebenbürtigen und gleichberechtigten Genossin des Mannes, mit dem das Weib nicht nur sein Herz, sondern auch seine Gedankenwelt, all sein Streben, Ringen und Kämpfen theilen soll."

Wie ein jäher Blitz, der plötzlich die dunkle Nacht erhellt, durchzuckten die Worte des seltsamen Mädchens die Seele des Professors, welcher unwillkürlich wieder an seine unbekannte Dichterin erinnert

wurde, mit der Hedwig in ihrem Denken und in ihrer Anschauungsweise eine auffallende Aehnlichkeit verrieth.

Eine Gelegenheit, die in ihm geweckte Vermuthung weiter zu verfolgen, wurde ihm jedoch dadurch abgeschnitten, daß die Geheimräthin mit ihren Begleiterinnen sich anschickte, auf der nächsten Station das Dampfboot zu verlassen, um, wie sie sagte, einige Tage auf dem Gute ihrer Verwandten zu verweilen, von denen sie bereits erwartet wurde.

Nur zu schnell flogen die kurzen Minuten hin und bald schlug die Abschiedsstunde von den liebenswürdigen Damen. Bei der Trennung sprach die Geheimräthin deshalb ihr Bedauern aus, indem sie zugleich die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen eröffnete, da der Zufall es wollte, daß ihr dasselbe Bad verordnet war, wohin jetzt der Professor mit seinem Freunde auf dem Dampfboot weiterreiste.

Diese noch im letzten Augenblick gemachte Entdeckung schien für alle Betheiligten gleich angenehm und wurde mit sichtlicher Befriedigung von ihnen aufgenommen. Während man noch einige höfliche und freundliche Worte wechselte, gab die Glocke das Zeichen zum Landen des Schiffes.

An der Brücke wartete ein junger Mann in kurzem Jagdrock, der die Damen herzlich begrüßte und zu der eleganten Equipage geleitete, während der Bediente für das Gepäck die nöthige Sorge trug.

Noch einmal beugte sich die Geheimräthin aus dem offenen Wagen, um den auf dem Verdeck stehenden Freunden mit der Hand zuzuwinken. Die reizende Bettina nickte freundlich, wogegen die schöne Hedwig sich nur leicht verneigte.

Nachdem der fremde Herr ebenfalls auf dem Rücksitz der Equipage Platz genommen, trieb der Kutscher die muthigen Pferde an. Bald waren die interessanten Frauen den Blicken der Freunde wie ein vorüberfliehendes Traumbild verschwunden, ihnen eine angenehme Erinnerung hinterlassend.

Fünftes Capitel.

„Wollen wir nicht eine Flasche Aßmannshäuser trinken?“ fragte Arnold den Professor, nachdem die Damen sie verlassen hatten.

„Ich habe nichts dagegen. Ein Glas Wein kann uns nicht schaden.“

„Im Gegentheil. Der Wein ist eine treffliche Medizin für Dich, die wahre Panacee, das beste Mittel gegen Deine Hypochondrie.“

„O! damit hat es mehr keine Noth. Ich fühle mich heute merkwürdig aufgelegt, so daß ich die Stunde segne, wo Du mir diese Reise angerathen hast.“

„Das freut mich von ganzem Herzen,“ erwiederte der Arzt. „Ich zweifle nicht mehr an Deiner vollständigen Genesung. Die wenigen Tage schon, seitdem wir von Hause fort sind, haben Wunder an Dir gethan.“

„Das danke ich Dir. Es lebe mein Aeskulap!“

rief der Professor, indem er gut gelaunt sein Glas erhob und mit dem Freunde anstieß.

„Auf Deine glückliche Wiederherstellung!"

„Laß uns," scherzte der Professor, „dem Gott einen Hahn opfern."

„Aber einen gebratenen, den wir selbst verzehren wollen," versetzte Arnold, auf die klassische Anspielung eingehend.

Der gerufene Kellner brachte das gewünschte Huhn, das mit sichtlichem Appetit verzehrt wurde, während die Freunde in heiterster Stimmung in ihrer Unterhaltung fortfuhren.

„In der That," sagte der Professor, „fühle ich mich förmlich verjüngt. Die ganze Welt erscheint mir heute in einem andern, hellen Licht. Ich komme mir selbst wie ein Vogel vor, der, aus seinem Käfig befreit, seit langer Zeit wieder zum ersten Mal die gebundenen Flügel entfaltet und in den blauen Lüften schwebt."

„Das macht das Herausreißen aus der gewohnten Beschäftigung, der Anblick dieser wirklich prächtigen Natur —"

„Und vor Allem Deine anregende Gesellschaft."

„Oder auch die der interessanten Damen, welche uns leider nur zu schnell wieder verlassen haben.“

„Was ich mit Dir von ganzem Herzen bedaure. Die Geheimräthin ist wirklich eine höchst geistvolle und liebenswürdige Frau, der man es gleich anmerkt, daß sie stets in großen Verhältnissen gelebt und mit bedeutenden Menschen verkehrt hat. Da ist keine Spur von jener kleinlichen Beschränktheit, von dem bornirten Wesen der Provinz. Man athmet in ihrer Nähe die Atmosphäre einer feinen Bildung, das Parfüm der guten Gesellschaft. Mir aber thut es besonders wohl, solchen Frauen zu begegnen, die ein höheres geistiges Interesse haben und sich auch von anderen Dingen zu unterhalten wissen, als von den Geheimnissen der Küche und den Mysterien der Dienstboten.“

„Dann muß Dir die interessante Nichte der Geheimräthin ganz besonders gefallen haben. Ich gestehe Dir, daß mich die wunderbare Erscheinung, diese seltene Verbindung von hoher Schönheit und eminentem Geist überrascht hat.“

„Trotzdem fühle ich mich weniger zu ihr hingezogen, als zu der reizenden Tochter der Geheimräthin.

Ich liebe nicht diese abgeschlossenen, sich selbst genügenden Naturen, die mir durchaus nicht sympathisch sind."

„Das wundert mich, da ich grade im Gegentheil dachte, daß Dir die schöne Hedwig mit ihrer ungewöhnlichen Bildung, ihrem gediegenen Wissen besonders imponiren müßte."

„Es scheint, daß nicht nur in der Natur, sondern auch im geselligen Leben sich die gleichnamigen und verwandten Pole abstoßen, die entgegengesetzten sich um so stärker anziehen."

„Du kannst mit Deiner Ansicht Recht haben, da es mir fast eben so geht. Wahrscheinlich aus demselben Grunde sagt mir das ernste, verschlossene Wesen des Fräulein von Birken zu. Der Reiz des Geheimnißvollen, der sie umgiebt, übt auf mich einen ganz eigenen Zauber aus. Gleich beim ersten Anblick überraschte mich die Aehnlichkeit ihres Namens mit ihrer eigenthümlich poetischen Erscheinung. Die schlanke, ätherische Gestalt mit dem goldenen Lockenkopf erinnerte mich unwillkürlich an das Bild jener unglücklichen Günderode, die ihre berühmte Freundin einer weißen Silberbirke mit hängenden Zweigen vergleicht, die

mitten am Fels aus einer Spalte aufgewachsen ist und vom Wind sanft bewegt gegen das Thal sich neigt."

„Ich hätte Dir eine solche poetische Schwärmerei nicht zugetraut," entgegnete der Professor scherzend. „Nimm Dich nur in Acht, daß Du an Deiner Silberbirke nicht hängen bleibst!"

„O! damit hat es keine Gefahr, noch dazu, da ich aus den Aeußerungen der Geheimräthin erfahren habe, daß Hedwig so gut wie versprochen ist. Der junge Mann an der Landungsbrücke war, wenn ich nicht irre, der ihr bestimmte Bräutigam."

„Dann wirst Du Dich wohl an die muntere Bettina halten müssen. Ich an Deiner Stelle würde mich nicht einen Augenblick besinnen und mit beiden Händen zugreifen. Das Mädchen ist reizend, so kindlich, harmlos, so natürlich und wahr, wie geschaffen, einen alten Junggesellen wie Dich zu bekehren."

„Ich begreife nicht," versetzte Arnold ausweichend, „was Dir einfällt. Bettina ist ja noch ein halbes Kind, ein allerliebster Backfisch, mit dem man sich wohl herum neckt, aber bei dem man nicht an's Heirathen denkt. Außerdem kennst Du meine Ehe-

scheu, von der ich schwerlich geheilt werden möchte. Ich bin durchaus nicht gesonnen, meine schöne Freiheit einem Weibe zu opfern."

Während die Freunde in solcher Weise bei einer Flasche Aßmannshäuser der Abwesenden gedachten und ihr reges Interesse an den liebenswürdigen Damen durch ihre Unterhaltung bekundeten, fuhr die Geheimräthin mit ihrer Tochter und der schönen Hedwig nach dem nahen Gute ihrer reichen Verwandten.

Auch hier fehlte es nicht an einem lebhaften Gespräch, woran sich ihr Begleiter, ein junger Mann, mit freundlich offenen Zügen und einnehmendem Wesen betheiligte. Obgleich er sich mit einer gewissen kavalierartigen Leichtigkeit bewegte und das verwandtschaftliche Verhältniß eine annähernde Vertraulichkeit begünstigte, so merkte man doch, daß er sich den Damen gegenüber nicht ganz sicher fühlte.

Dem tüchtigen Landwirth und eifrigen Sportsmann kostete es keine geringe Anstrengung, wenn er sich auf einen ihm gänzlich fremden Boden begab. Der Ideenkreis seiner weiblichen Verwandten lag ihm gänzlich fern, da er weit besser in Wald und Feld als in Literatur und Kunst Bescheid wußte.

Kein Wunder, wenn er sich daher im Laufe der Unterhaltung verschiedene kleine Irrthümer und Verwechslungen zu Schulden kommen ließ, die nicht selten ein feines Lächeln auf den Lippen der Damen hervorriefen.

Die Gutmüthigkeit jedoch, womit der Baron von Freibach ihren Spott ertrug und selbst über seine verzeihlichen Schwächen mitlachte, hatte etwas so Naives und Liebenswürdiges, daß man leicht seine Unkenntniß übersehen konnte, noch dazu, da es ihm sonst nicht an praktischem Verstand und gesundem Urtheil in allen übrigen Dingen mangelte.

Auch seine äußere Erscheinung machte einen angenehmen und höchst vortheilhaften Eindruck. Der Baron besaß eine stattliche, etwas zum Embonpoint neigende Figur, welcher die elegante Joppe und der grüne Jägerhut einen ritterlichen Anstrich lieh.

Das gebräunte Gesicht mit dem dunklen Schnurrbart, die hellen blauen Augen und der volle aber wohlgeformte Mund verriethen eine äußerlich und innerlich gesunde Natur und erweckten durch einen treuherzigen Zug unwillkürlich Vertrauen zu seinem offenen und biederen Charakter.

Im reichsten Maße besaß er all' die angenehmen Eigenschaften, welche den meisten Frauen wohl gefallen, selbst wenn sie mit einer gewissen Oberflächlichkeit gepaart erscheinen; was jedoch nicht einmal hier der Fall war, da der Baron in der That ein tieferes Gemüthsleben besaß, als man ihm vielleicht bei oberflächlicher Bekanntschaft zutraute.

Es ging ihm in mancher Beziehung wie so vielen Leuten, deren Gutmüthigkeit häufig von der Welt für Beschränktheit gehalten wird. Trotzdem galt der Baron für die beste Partie in der ganzen Umgegend, abgesehen von seinen glänzenden Aussichten als künftiger Besitzer der schönsten Landgüter und einziger Erbe fast einer ganzen Million, da seine bejahrte Tante schwerlich sich noch einmal zu verheirathen gedachte.

Natürlich machten alle besorgten Mütter heirathsfähiger Töchter ihre Jagd auf ihn und es gab wohl kein Mädchen in der ganzen Nachbarschaft, die sich geweigert hätte, ihm ihre Hand zu reichen.

Der Baron, oder vielmehr seine Großmutter, die ihn in allen Stücken bewunderte und an der er mit kindlicher Pietät hing, hatten jedoch bereits ihre Wahl

getroffen und die eben so schöne als geistvolle Hedwig zur Gattin des künftigen Millionärs ausersehen, womit die Geheimräthin auch vollkommen einverstanden war, da sie trotz aller idealen Schwärmerei den Werth eines so bedeutenden Vermögens wohl zu würdigen wußte.

Ohne Hedwigs Wissen und Dazuthun waren die Verhandlungen bis zu dem Punkt gediehen, daß die Betheiligten nicht an dem glücklichen Ausgang zweifelten. Am wenigsten aber fürchtete der Baron eine Zurückweisung, da er von Jugend auf gewohnt war, alle seine Wünsche erfüllt zu sehen.

Das Benehmen Hedwigs gegen ihn war auch dazu geeignet, ihn in seiner Meinung zu bestärken, da sie in der That eine schwesterliche Neigung für den gutmüthigen Vetter hegte, mit dem sie von frühster Jugend bekannt und vertraut war. Dies freundschaftliche Gefühl wurde noch durch die innigste Dankbarkeit und Verehrung für Georgs Großmutter erhöht, von der sie zahlreiche Beweise der zärtlichsten Liebe zu allen Zeiten empfangen hatte.

Dagegen fühlte sich der Baron durch die Aussicht geschmeichelt, eine Frau zu gewinnen, deren Geist

von der ganzen Familie und besonders von seiner Großmutter auf das Höchste anerkannt und ihm von allen Seiten angepriesen wurde. Wie er seinen Stolz darin setzte, die besten Renner, die vorzüglichsten Gewehre in der ganzen Nachbarschaft zu besitzen, so wollte er jetzt auch die schönste und geistreichste Gattin haben.

Mit ungeheuchelter Bewunderung, in die sich jedoch eine gewisse Befangenheit mischte, blickte er zu dem Mädchen empor, das er bereits im Geiste als seine künftige Gattin betrachtete. Selbst ihr ernstes, zurückhaltendes Wesen sagte ihm weit besser zu, als das neckende, schalkhafte Benehmen der munteren Bettina, die sich zuweilen über ihn lustig zu machen schien, während ihm Hedwig eine freundliche Theilnahme zeigte, wenn er mit ihr von seinen Lieblingsneigungen, der Landwirthschaft, der Jagd und von seinen Hunden und Pferden sprach, wodurch er in seiner guten Meinung von ihr und in seinen Hoffnungen noch bestärkt wurde.

„Du reitest doch, Cousine?“ fragte Georg im Lauf der Unterhaltung, froh, einen ihm zusagenden Stoff endlich gefunden zu haben.

„Ich habe in der Residenz nur selten Gelegenheit gehabt," entgegnete Hedwig, auf seine Intentionen eingehend.

„Das kannst Du jetzt unter meiner Leitung nachholen. Mein Goldfuchs, den ich selbst trainirt habe, ist so fromm wie ein Lamm und so leicht wie ein Vogel, so daß Du keine Angst zu haben brauchst."

„Ich fürchte mich auch nicht."

„Das gefällt mir an Dir, daß Du Courage hast. Ich kann die ängstlichen Damen nicht leiden."

„Schade! daß ich kein Reitkleid besitze."

„O! darum brauchst Du nicht zu sorgen. Tante Klotilde hat ungefähr dieselbe Figur wie Du. Mit Hilfe unserer Hausschneiderin wird Dir das Kleid wie angegossen sitzen. Du mußt Dich prächtig zu Pferde ausnehmen," fügte Georg galant hinzu, „wie die Göttin Diana, wenn sie auf die Jagd reitet."

„Eine Diana zu Pferd ist mir noch in keinem Museum vorgekommen," spöttelte die heitere Bettina. „Du hast wohl, lieber Vetter, an die Amazone von Kiß gedacht."

„Das kommt wohl auf eins heraus," lachte der ehrliche Georg. „Es ist schon lange her, daß ich

Mythologie studirt habe. Offen gestanden, wollten all die griechischen Götter nicht in meinen dicken Schädel hinein."

„Aber den kleinen Amor hast Du doch behalten," scherzte das lustige Mädchen. „Ich will darauf wetten, daß er Dir der Liebste von allen Göttern ist."

„Aber Bettina," schalt die Geheimräthin die muthwillige Tochter, „Du treibst es gar zu arg."

„Lassen Sie nur die Cousine!" versetzte Georg gutmüthig. „Was eine Nessel werden will, brennt früh."

„Ich danke für das Compliment und werde mich nächstens revanchiren."

„Keine Ursache. Wenn Du artig bist, so werde ich Dir unsern Pony geben, der gerade so toll und ausgelassen sein kann, wie Du, wenn man ihn nicht scharf am Zügel hält."

„Um so besser. Ich liebe nicht die frommen Thiere, die sich nicht aus ihrem gewöhnlichen Trab bringen lassen," entgegnete Bettina Schlag auf Schlag.

„Also abgemacht! Wir reiten zusammen und ich will Euch die herrlichsten Wege durch den Wald führen, daß Euch das Herz vor Freude lachen soll. Ich hoffe, daß es Euch bei uns gefallen wird und

an uns soll es gewiß nicht liegen, daß Ihr recht, recht lange bei uns bleibt."

Der Herzlichkeit, womit der gute Georg diese Worte vorbrachte, war nicht zu widerstehen und selbst die ausgelassene Bettina reichte dem Vetter freundlich ihre Hand und ließ eine Pause in ihren Neckereien eintreten. Unterdeß waren die Reisenden an die Grenze des Gutes gekommen, das in reizender Gegend zwischen grünen Weinhügeln und fruchtbaren Feldern lag.

Mit dem Stolz, den ein solcher Besitz zu geben pflegt, machte Georg die Damen auf den trefflichen Boden, die saftigen Wiesen und die prächtigen Aecker, vor Allem auf das schöne Schloß aufmerksam, dessen Fenster im Abendrothe funkelten.

„Ist es hier nicht schön?" fragte er mit verzeihlicher Selbstzufriedenheit. „Man findet weit und breit kein zweites Gut wie das unsrige. Ich möchte es mit keiner großen Stadt vertauschen und am wenigsten wollte ich in der Residenz leben, wo man kaum einen grünen Baum zu sehen bekommt und erst eine Reise machen muß, um ein Kornfeld oder den schönen Wald zu erblicken."

„Nun, so arg ist es nicht, wie Du glaubst,“ erwiederte die Geheimräthin, die wie alle Bewohner der Hauptstadt mit ganzer Seele an der Metropole hing. „Wenn uns auch die Natur etwas stiefmütterlich bedacht hat, so werden wir dafür mehr als hinreichend durch die geistigen Genüsse und Vorzüge der Residenz entschädigt. Für einen jungen Mann, wie Du, lieber Georg, bietet aber die Residenz die allergrößten Vortheile, so daß ich mich wundern muß, daß Du gar keine Sehnsucht danach zeigst.“

„Ich fühle mich hier ganz wohl und amüsire mich so gut auf dem Lande, daß ich gar nicht daran denke, eine Veränderung vorzunehmen. Wir führen, wie Ihr Euch überzeugen werdet, das angenehmste Leben von der Welt; an Zerstreuung und Unterhaltung fehlt es uns nicht. Im Sommer haben wir vollauf mit der Wirthschaft zu thun; im Winter giebt es Picknicks, Bälle und Schlittenpartien, daß man gar nicht zur Besinnung kommt. Außerdem könnte ich mich nur schwer entschließen, die gute Großmutter und Tante Klotilde allein zu lassen. Wir hängen so innig aneinander, daß mir die Trennung selbst nur auf einige Wochen schwer fallen würde.“

„Damit aber dürfte Deine künftige Frau nicht zufrieden sein,“ versetzte die Geheimräthin mit einem Seitenblick auf Hedwig, die jedoch, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, das ganze Gespräch nicht zu beachten schien. „So schön auch der Aufenthalt auf dem Lande während des Sommers ist, so muß er doch mit der Zeit langweilen.“

„Ich denke, daß man sich niemals langweilt, wenn man glücklich ist,“ entgegnete Georg mit liebenswürdiger Naivetät. „Daß aber meine Frau sich glücklich fühlen soll, dafür will ich schon Sorge tragen und es ihr an nichts fehlen lassen.“

„Aber jeder gebildete Mensch hat doch noch höhere Bedürfnisse, die er auf dem Lande nicht befriedigen kann. Eine Frau von Geist wird sich nach einem besseren Umgang sehnen, als ihr die gewiß höchst ehrenwerthe, aber alltägliche Gesellschaft der Nachbarn bietet. Sie wird nur zu sehr die Kunstgenüsse der Residenz, all die interessanten Erscheinungen vermissen, die dem Leben erst seinen wahren Werth verleihen. Hast Du nie daran gedacht, lieber Georg?“

„Mein Gott!“ erwiederte Georg, sich den Schweiß von der rothen Stirn mit dem seidenen Taschentuche

wischend. „Ihr dürft nicht glauben, daß wir hier auf dem Lande wie die Wilden leben. Wir haben in der Nachbarschaft mehrere höchst gebildete Familien, mit denen wir viel verkehren. Da ist zum Beispiel die Frau von Rosen, die lange Zeit Hofdame der Prinzessin Amalie war, sie war eine Freundin des berühmten Tieck, dem zu Liebe auch ihre einzige Tochter Ludovika heißt. Wenn die von Shakespeare, Calderon und Holbein spricht, so bleibt einem wirklich der Verstand stehen."

„Holberg, nicht Holbein," verbesserte die ausgelassene Bettina, nur mit Mühe ihr Lachen unterdrückend, wofür sie einen strafenden Blick von der Geheimräthin erhielt.

„Auch die beiden Töchter des Amtsraths Hummel," fuhr Georg fort, ohne seinen Fehler zu beachten, „sind in der ganzen Umgegend wegen ihres Geistes bekannt. Sie sind in einem Pensionat in Genf gewesen und sprechen französisch und englisch und sind sehr musikalisch. Ich glaube wirklich, daß kein Buch erscheint, das sie nicht lesen."

„Ich bin in der That neugierig auf die Bekanntschaft dieser interessanten Damen," spottete von

Neuem der kleine Dämon, in dem sich die alte Lust zum Necken wieder regte.

„Wenn es Euch Vergnügen macht,“ versetzte Georg harmlos, „so wird sie gewiß die Großmutter einladen. Auch der Oberst von Rauer wird Euch gut gefallen; er hat sich in der halben Welt herumgetrieben und den Orient, selbst Aegypten besucht. Wenn er zu erzählen anfängt, kann ich ihm Stunden lang zuhören, ohne zu ermüden. Nebenbei ist er ein ausgezeichneter Pferdekenner und der beste Whistspieler in der ganzen Welt. Außerdem haben wir in der nahen Kreisstadt eine Garnison und das Gericht, woran einige sehr gebildete junge Leute arbeiten. Der Assessor von Brand macht die reizendsten Gedichte und ist der Regisseur unseres Liebhabertheaters. Gewiß werdet Ihr schon von ihm gehört haben, da er für verschiedene Zeitschriften schreibt. Ihr sollt Euch bald überzeugen, daß es sich ganz angenehm mit den Leuten leben läßt und es uns auch auf dem Lande nicht an guter Gesellschaft fehlt.“

Während der gute Georg in dieser Weise die Reize und Vorzüge des Landlebens den Damen auseinandersetzte, ohne jedoch ihre großstädtischen Vor-

urtheile zu erschüttern, lenkte der Wagen in eine alte Lindenallee ein, die nach dem Schlosse führte.

Rings um dasselbe zog sich ein prächtiger, sorgfältig gepflegter Park, mit den schönsten Baumgruppen, schattigen Bosquets und reizenden Anlagen versehen, so daß selbst der verwöhnte Geschmack der Geheimräthin sich befriedigt erklärte und sie ihre Bewunderung ihm laut zu erkennen gab. Die ganze Umgebung verrieth einen gebildeten, feinen Sinn für die Schönheit der Natur, zugleich machten sich überall die Spuren einer wohlthuenden Ordnung und eines zweckmäßig angewendeten Reichthums bemerkbar.

Das Schloß selbst im modernen Villenstyl machte mit seiner offenen Veranda und der geschmackvollen Façade, rings von saftigem Rasen und Blumenbeeten umgeben, einen höchst überraschend angenehmen Eindruck in der warmen, duftigen Beleuchtung der untergehenden Sonne.

Unwillkürlich fühlte man, daß unter seinem Dach eine zufriedene und glückliche Familie in den besten Verhältnissen lebte, frei von jeder Sorge und allen Anfechtungen des Lebens, im Genuß eines mehr als ausreichenden Vermögens, das sie in den Stand setzte,

alle erlaubten Wünsche zu erfüllen, sich mit jedem Comfort zu umgeben und selbst die Launen des Luxus zu befriedigen.

Alles, was die Reisenden erblickten, trug den Stempel der Gediegenheit und des Comforts, wie ihn nur die größte Wohlhabenheit zu gewähren vermag. Dieser befriedigende Eindruck wurde noch durch den herzlichen Empfang vermehrt, der den Damen von Seiten ihrer Verwandten zu Theil wurde.

Die Baronin, eine würdige Matrone von siebzig Jahren und ihre einzige unvermählt gebliebene Tochter Klotilde, der die angeborene Herzensgüte auf dem zwar verblühten, aber noch anziehenden Gesicht abzulesen war, erhoben sich von ihren Sitzen unter der Veranda, so bald sie der Equipage ansichtig wurden.

Mit einer für ihr Alter bewunderungswürdigen Leichtigkeit und Schnelligkeit eilte die Baronin am Arme Klotildens ihren Gästen entgegen, die sie mit einer Mischung von veralteter Höflichkeit und warmer Zärtlichkeit begrüßte und umarmte, so daß dieselben sich sogleich wohl und heimisch fühlten, als ob sie stets ohne Unterbrechung mit den Verwandten verkehrt hätten.

Sechstes Capitel.

Die Aufnahme, welche die Geheimräthin mit ihren nächsten Angehörigen von Seiten ihrer Verwandten fand, übertraf alle noch so hoch gesteigerten Erwartungen. Die Baronin war die liebenswürdigste Wirthin, weit und breit wegen ihrer großartigen Gastfreundschaft bekannt, die sie in wahrhaft imponirender Weise jetzt bei dieser Veranlassung übte.

Tante Klotilde erschöpfte sich in den zartesten Aufmerksamkeiten für ihren Besuch und bot Alles auf, was sie den Damen nur an den Augen absehen konnte. Sie selbst ließ es sich nicht nehmen, ihnen ihre Zimmer anzuweisen, welche in der ersten Etage des Schlosses lagen.

Da war ein prächtiger Salon für die Geheimräthin, mit der höchsten Eleganz ausgestattet; daran stieß das Schlafkabinet mit dem breiten Himmelbett

und ein Toilettenzimmer, wie es sich nur eine Fürstin wünschen konnte. Eben so geschmackvoll waren die für Hedwig und Bettina bestimmten Räume, die nach dem Garten zu lagen und die herrlichste Aussicht auf die reizende Gegend boten.

Eine zahlreiche, gut geschulte Dienerschaft trug nicht wenig dazu bei, die Annehmlichkeit des ländlichen Aufenthalts zu erhöhen. Küche und Keller boten außerdem eine Fülle von materiellen Genüssen, welche die Geheimräthin, ungeachtet ihres idealen Sinnes, keineswegs verachtete.

Das Alles erhielt aber erst seinen vollen Werth durch die gewinnende Weise, durch die wirklich rührende Freundlichkeit und Sorgfalt, womit sämmtliche Schloßbewohner ihren Gästen entgegenkamen. Man sah es ihnen an, wie sehr sie der Besuch erfreute, wie glücklich sie sich deshalb fühlten.

Da war nichts Gemachtes, nichts Erkünsteltes, keine Spur von großstädtischer Förmlichkeit, keine Ostentation, kein Prunken, keine Prätention, sondern die reinste Güte und Herzlichkeit, verbunden mit einer wohlthuenden, wenn auch zuweilen etwas übertriebenen Höflichkeit, welche die Schloßbewohner nicht

nur im Umgange mit ihren Gästen, sondern auch unter sich beobachteten.

Nie hätte Georg es unterlassen, beim Frühstück oder nach dem Mittagsessen der gnädigen Großmama die Hände zu küssen, nie würde die mehr als vierzigjährige Tante Klotilde gewagt haben, anders als in den respektsvollsten Ausdrücken mit ihrer Mutter zu sprechen.

Die würdige Matrone übte jedoch ihre patriarchalische Herrschaft mit einer Milde und Liebenswürdigkeit, die ihr jedes Herz gewann. Trotz ihres hohen Alters hatte sie sich einen jugendlichen Sinn bewahrt und sich von allen mürrischen Launen und Schwächen der Greise frei zu halten gewußt.

In ihrer stets sauberen und gewählten Kleidung, mit ihren Silberhaaren, ihrer stattlichen Figur und ihrem verbindlichen Benehmen glich die Baronin einer Chatelaine des Mittelalters, die man zugleich verehren und lieben mußte. Besonders fühlte sich die schöne Hedwig zu der alten Dame hingezogen, welche in demselben Maße an dem geistreichen Mädchen Gefallen fand.

Ebenso hatte die sanfte Klotilde etwas Sym-

pathisches, obgleich sie eine jener stillen verschlossenen Naturen war, die erst der Zeit bedürfen, um sich in ihrem wahren Licht zu zeigen und erkannt zu werden.

Aber auch der gute Georg erschien auf dem heimischen Boden weit vortheilhafter und gewann mit jedem Tage bei näherer Bekanntschaft. Bald war seine frühere Sicherheit zurückgekehrt und die anfängliche Befangenheit geschwunden, so daß all die trefflichen Eigenschaften seines Herzens und Charakters ungetrübt zum Vorschein kamen.

Seine ritterliche Galanterie, sein männliches Wesen, vor Allem aber seine Offenheit und Natürlichkeit fanden den Beifall und die Anerkennung der Damen und ließen sie seine kleinen Schwächen, seine literarischen und artistischen Irrthümer leicht vergessen. Dafür entschädigte er durch seinen heiteren Sinn, durch die Wärme seines Gemüths, durch eine Zartheit und Tiefe der Empfindung, die man ihm kaum zugetraut hätte.

In der steten Begleitung der beiden Cousinen hatte Georg die erwünschte Gelegenheit, alle diese Vorzüge zur Geltung zu bringen. Während die älteren Damen einen Spaziergang durch den schat=

tigen Park machten, ritt er in den nächsten Tagen in Gesellschaft der jüngeren auf geebnetem Wege nach dem nahen Wald, wo sie in der Försterei ein im Voraus bestelltes Frühstück erwartete.

Der herrliche Morgen, die frische und doch milde Luft, das ungewohnte Vergnügen versetzte die kleine Cavalkade schon beim Abreiten in eine heitere, gehobene Stimmung. Der gute Georg war der aufmerksamste Cavalier und präsentirte sich in seinem knappen, kleidsamen Reitanzug von der besten Seite. Er half den Damen in den Sattel und verrichtete alle Dienste eines geschickten und sorgsamen Stallmeisters mit chevaleresker Artigkeit.

Er selbst war ein ausgezeichneter Reiter und machte zu Pferde eine elegante Figur. Mit einem leisen Druck seiner kräftigen Schenkel bändigte er das feurige Roß, wenn es übermüthig sich bäumte, so daß es seinen Herrn und Meister sogleich erkannte.

An seiner Seite ritt die schöne Hedwig, deren schlanke Gestalt das grüne, ihr angepaßte Reitkleid malerisch umwallte. Unter dem kecken Männerhut mit dem wehenden Schleier drängten sich die blonden Locken in wogender Fülle hervor, während eine

liebliche Röthe dem feinen, geistreichen Gesicht einen neuen Reiz verlieh.

Obgleich sie keine geübte Reiterin war, gab ihr die Nähe Georgs ein Gefühl der Sicherheit, so daß sie sich seiner Leitung mit dem vollsten Vertrauen überließ. Sein Auge überwachte jede ihrer Bewegungen und ruhte mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Zärtlichkeit auf der holden Erscheinung, die ihn unwillkürlich an die Fee des Waldes mahnte.

Die Rolle des Beschützers erhöhte seinen Muth und sein Selbstgefühl, so daß er in diesem Augenblick schon Hedwig mit dem Geständniß seiner Neigung und durch die Bewerbung um ihre Hand überrascht haben würde, wenn ihn nicht die Gegenwart der munteren Bettina, die nebenher auf ihrem zottigen Pony lustig trabte, davon zurückgehalten hätte. So blieb ihm nichts übrig, als auf eine passende Gelegenheit zu warten, die er noch im Lauf des heutigen Tages zu finden hoffte.

Vorläufig begnügte er sich damit, seine Begleiterin so gut zu unterhalten, wie es ihm nur möglich war und ihr alle jene Aufmerksamkeiten zu erweisen, in denen sich seine innige Neigung verrieth. Bald

belehrte er sie, wie sie die Zügel halten und anziehen mußte, um den gut geschulten Goldfuchs zu lenken, bald deutete er auf eine über den Weg laufende Wurzel eines Baumes, um dieselbe zu vermeiden.

In seinen Reden bekundete sich ein liebevoller Sinn für die Natur, eine große Anhänglichkeit an den heimischen Boden, vor Allem aber eine innere Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Charakters, welche auch auf Hedwig den besten Eindruck machte. Da er sich dazu innerhalb der ihm geläufigen Gedankensphäre hielt und über seinen Horizont sich nicht verstieg, so gab er selbst der spottsüchtigen Bettina heute keine Veranlassung zu ihren gewöhnlichen Neckereien.

Seine Mittheilungen über die ländlichen Verhältnisse, seine Schilderungen des rheinischen Lebens entbehrten nicht einer unbewußten Poesie und erregten unwillkürlich das Interesse der schönen Hedwig, die ihm aufmerksam zuhörte. Ihre sichtliche Theilnahme machte ihn nur noch zutraulicher und beredter, als er von Natur war.

Der schöne Wald, durch den die Cavalkade im angenehmen Schatten ritt, gab ebenfalls Georg die ungesuchte Veranlassung seine Kenntnisse, sogar eine

gewisse Ueberlegenheit den Damen gegenüber zu zeigen. Hier fühlte er sich zu Hause. Hier kannte er jeden Baum, jeden Strauch, jeden Vogel, jedes Thier.

„Giebt es etwas Schöneres," sagte Georg, „als meinen Wald? Da geht mir das Herz auf, da hab' ich meine eigenen Gedanken, da kann ich Stunden lang unter den alten Bäumen sitzen und den Vögeln zuhören, wenn sie singen. Ich laß es mir nicht nehmen, daß die Thiere ihre eigene Sprache haben und sich oft besser untereinander verstehen als wir Menschen."

„Wenigstens mißbrauchen sie ihre Sprache nicht, um zu lügen und zu heucheln," entgegnete die schöne Hedwig lächelnd.

„Da hast Du Recht," versetzte Georg ihr beipflichtend. „Die Thiere können sich nicht verstellen. Sie wollen nicht anders scheinen, als sie sind."

„Das kommt daher, weil sie der Natur weit näher stehen als der Mensch."

„Ich möchte," unterbrach die muntere Bettina das Gespräch, „doch gar zu gern wissen, was sich die Thiere zu sagen haben, was zum Beispiel jetzt der Fink dort auf der Buche singt."

„Das ist kein Fink," belehrte sie Georg lächelnd, „sondern eine Amsel und auch keine Buche, sondern eine Ulme. Die Amsel ist die Schwester der Nachtigall, wenn sie auch nicht so schön und rührend zu singen versteht. Sie hat ein fröhliches Gemüth und ihr Lied klingt so frisch und heiter, so klar und zufrieden, als wenn sie uns zurufen wollte: Freut Euch des Lebens und genießt den flüchtigen Augenblick."

„Und was singt die Nachtigall, Du vogelsprachkundiger Salomo?" fragte die muntere Bettina.

„Das kann kein Menschenmund aussprechen; das kann man nur fühlen," erwiederte Georg bewegt, indem er mit zärtlichen Augen seine schöne Begleiterin anblickte.

Gerade als die Unterhaltung diese gefühlvolle Wendung zu nehmen drohte, ließ ein Kukuk aus dem Waldesdickicht seinen eigenthümlichen Ruf erschallen. Die muntere Bettina erinnerte sich, daß dieser Vogel bei dem Landvolk für eine Art Orakel gehalten werde und wollte von ihm wissen, wie viele Jahre sie noch zu leben habe; zu welchem Zwecke sie seine wiederholten Rufe so lange zählte, bis der Kukuk verstummte.

Da ihr der Vogel ein hohes Alter prophezeite,

so drang sie auch in die Freundin, das Orakel zu befragen, als sich nach einer Pause ein zweiter Kukuk in der Nähe hören ließ. Ueber ihren Aberglauben spottend, folgte Hedwig trotzdem dem Beispiel des munteren Mädchens und zählte die einzelnen Töne des Waldorakels.

Nur zweimal wiederholte der Kukuk seinen eintönigen Ruf; dann schwieg er plötzlich und flog davon.

„Zwei Jahre!“ sagte Hedwig traurig lächelnd. „Das ist nicht viel.“

„Du wirst doch nicht dem dummen Vogel glauben!“ schalt jetzt Bettina. „Der Kukuk ist ein ganz gemeiner Lügner, ein Dieb, ein Räuber, der seine Eier in fremde Nester legt.“

„Das ist wahr,“ bestätigte Georg, „und ich mag deshalb auch den Kukuk nicht leiden, obgleich er sonst im Walde großen Nutzen stiftet, da er als Raupenvertilger seines Gleichen sucht. Sonst aber ist er ein ausgemachter Egoist und ein schlechter, liederlicher Wirth und ein noch schlechterer Familienvater. Statt wie die anderen Vögel sich ein eigenes Nest zu bauen und für seine Brut zu sorgen, zieht er es vor, sich seiner Kinder zu entledigen und die Last

fremden Schultern aufzubürden, indem er die Sorge den armen Pflegeeltern überläßt. Kaum ist der junge Kukuk aus dem Ei geschlüpft, so zeigt er schon seine selbstsüchtige Natur; er schnappt seinen kleineren und schwächeren Stiefgeschwistern die Nahrung vor dem Schnabel weg und wirft sie wohl gar, wenn er größer wird, zum eigenen Nest hinaus."

„Daher mag wohl auch das Sprüchwort kommen: Der Kukuk soll dich holen," bemerkte Bettina.

„Jedenfalls ist der Kukuk ein undankbarer Bursche, ein Taugenichts, und ich begreife nicht, wie er zu der Ehre kommt, daß man seinem eintönigen Geschrei eine solche Bedeutung beimißt," fügte Georg hinzu.

„Das thue ich auch nicht; ich fürchte nicht seine Prophezeiung, da ich mir stets gewünscht habe, jung zu sterben," versetzte Hedwig in einer Anwandlung jener Schwermuth, welche junge Herzen mitten im Genuß des Lebens nicht selten zu befallen pflegt.

„Das ist ein sündhafter Wunsch," entgegnete Georg mit ungewohntem Ernst. „Du denkst nur an Dich und nicht an Deine Freunde, an den Schmerz, den Dein Tod ihnen bereiten würde. Ich habe Dich für rücksichtsvoller gehalten."

„Georg hat Recht!“ rief Bettina mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Du bist undankbar und verdienst nicht das Uebermaß unserer Liebe. Wenn Du nur einen Funken von Neigung für uns hättest, so würdest Du nicht mit solcher Gleichgiltigkeit von Deinem Tode in unserer Gegenwart reden. Wenn Du stirbst, so will ich auch nicht länger leben.“

„Verzeiht mir!“ versetzte Hedwig sichtlich erschüttert. „Ich wollte Euch nicht betrüben und dachte nicht daran, Euch weh zu thun. Zuweilen überwältigt mich ein Gefühl, von dem ich mir selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß, überkommt mich die plötzliche Sehnsucht nach dem Tode, weil ich so einsam und verlassen bin.“

„Du bist nicht verlassen,“ erwiederte Georg. „Wer so geliebt wird wie Du, ist nicht einsam auf der Welt.“

„Habt Geduld mit mir!“ bat das seltsame Mädchen. „Es giebt Augenblicke in meinem Leben, wo ich mich selbst nicht mehr verstehe. Das Räthsel meines Daseins, das mich quält, wird und muß sich lösen, dann sollt Ihr sehen, daß ich Eurer Liebe und Freundschaft würdig bin.“

Weder Bettina noch Georg vermochten der süßen Gewalt ihrer Stimme zu widerstehen und die Hand zurückzuweisen, die Hedwig ihnen entgegenhielt. Bald war die heftig schmerzliche Aufregung vergessen und der leichte Sinn der Jugend zerstreute wie der frische Ostwind die wallenden Nebel alle trüben Gedanken.

Der herrliche Weg durch den duftenden Wald trug ebenfalls dazu bei, die leichte Verstimmung zu verscheuchen. Von den Hügeln, die sich zu beiden Seiten erhoben, grüßten uralte, prächtige Eichen und kräftige Buchen, zwischen denen lichte Birken und dunkle Fichten emporstiegen. Bald umfing die Reiter die grüne Dämmerung, durch die sich die goldenen Sonnenstrahlen stahlen, bald zeigte sich ihren Blicken eine beblümte Wiese gleich einer Insel im grünen Wogenmeer der Bäume.

Weiches Moos bedeckte wie ein geschorener Sammetteppich den Boden; glänzende Farrenkräuter mit ihrem breiten Wedel, blaue Glockenblumen, von bunten Schmetterlingen umflattert, rother Fingerhut und braune Pilze wuchsen in üppiger Fülle an den Abhängen, von denen ein frischer Quell hernieder=

rauschte oder die sickernden Tropfen zu feinen Silberfäden vereinigt, melodisch rieselten.

Rings herrschte eine tiefe Stille, die nur durch den Gesang der Vögel, das scharfe Hämmern des fleißigen Spechts und den Schlag der einsamen Holzaxt unterbrochen wurde. Zuweilen rauschte es im Dickicht und ein scheues Wild stürzte in mächtigen Sätzen erschrocken blitzschnell vorüber.

Nur selten begegneten die Reiter einem menschlichen Wesen, einem Arbeiter, der seinem mühsamen Tagewerk nachging, armen Kindern, welche rothe Beeren suchten und verwundert der Kavalkade nachstarrten, einem Fuhrmann im blauen Kittel neben dem schwer beladenen Holzwagen einherschreitend und aus der Thonpfeife rauchend, oder einer alten Frau, welche trockenes Reisig und Waldstreu sammelte.

Der Zauber der Natur bewährte nach und nach seine beruhigende Kraft auf die aufgeregten Gemüther, so daß sie in vollkommener Eintracht ihren Weg fortsetzten, als wenn der Friede durch Nichts gestört worden wäre. Nur das träumerische Wesen Hedwigs und das auffallende Schweigen ihrer Begleiter verrieth, daß in den jungen Seelen die erlebte Scene

noch unwillkürlich nachzitterte, obgleich sie jede Erinnerung daran sorgfältig zu vermeiden suchten. Der zwischen den Bäumen aufsteigende, blaue Rauch verkündigte die Nähe der Försterei, welche bei einer Biegung des Weges erst vollkommen sichtbar wurde. Es war ein echtes Jägerhaus mit weiß gestrichenen Mauern, grünen Thüren und Fenstern, spitz auslaufendem Giebel, an dem zwischen zwei festgenagelten Eulen ein stattliches Hirschgeweih prangte.

Schon von Weitem schallte das lustige Gebell und Gekläffe der Hunde in allen möglichen Tonarten, bald dumpf und brummend, bald hell und kreischend; worüber die Pferde fast scheu geworden wären, wenn nicht der laute Ruf des Försters die Meute beruhigt hätte.

Dieser selbst, ein breitschultriger Mann mit blühendem Gesicht und röthlichem Bart, empfing seine Gäste zugleich freundlich und ehrerbietig an der Schwelle des Hauses und führte sie höflich in die Wohnung, wo seine junge Frau das Frühstück in Bereitschaft hielt.

Die Försterin hatte die größten Anstrengungen gemacht und Alles gethan, um den vornehmen Be-

ſuch würdig zu empfangen. Die Stube war gescheuert und mit Sand beſtreut, die Gardinen friſch aufgeſteckt, über den Tiſch ein weißes Tuch gebreitet und darauf die beſten Teller und Gläſer geſtellt, die ſonſt nur bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten in Gebrauch genommen wurden.

Da die Frau als frühere Kammerjungfer der Baronin noch immer mit den Schloßbewohnern im freundlichen Verkehr ſtand, ſo war ſie von allen kleinen und großen Vorgängen mehr oder minder genau unterrichtet. Natürlich hatte ſie nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die ihr von der Wirthſchafterin unter dem Siegel der höchſten Verſchwiegenheit anvertraute Nachricht von der nahe bevorſtehenden Verlobung des Barons mit dem ſchönen Fräulein ihrem Manne mitzutheilen.

Die Ausſicht, bald eine ſo reizende und freundliche Herrin zu bekommen, erfüllte die treuen Seelen mit der größten Freude, die ſie kaum zu verbergen vermochten. Der Förſter durfte ſich gewiſſermaßen zur Familie rechnen, da er mit dem Baron zuſammen aufgewachſen war und den Poſten von ſeinem Vater geerbt hatte.

Vor Allen aber war die Försterin ganz glücklich über den Appetit der Gäste, der durch den Ritt geschärft wurde. Georg aß mit sichtlichem Vergnügen die kalte Wildpastete und lobte die treffliche Zubereitung, während Bettina versicherte, niemals in ihrem Leben so köstliche Butter genossen zu haben. Vor Allen aber eroberte die schöne Hedwig das Herz der jungen Frau, als sie nach den Kindern fragte, die sich in der Nebenstube durch ihre laute Stimmen bemerkbar machten.

Auf ihren Wunsch wurden die Kleinen herbeigeholt, ein pausbäckiger Junge von vier Jahren, der dem Förster so ähnlich sah, als ob er ihm aus dem Gesicht geschnitten wäre und ein sechs Monate altes Mädchen, das mit seinen großen blauen Augen die Fremden anstarrte und das lieblichste Mündchen zu einem leichten Weinen verzog.

Während Hedwig den blonden Krauskopf auf ihren Schooß nahm und Bettina mit dem kleinen Mädchen singend auf- und niedertänzelte, um es zu beruhigen, verwendete der Baron kein Auge von der anmuthigen Gruppe, die ihn unwillkürlich an das Bild der jungfräulichen Himmelskönigin mit dem

Christkinde in dem Zimmer seiner Großmutter erinnerte. Auch hier bewährte die Gegenwart der Kleinen ihren zugleich anziehenden und verbindenden Zauber auf die Erwachsenen, die sich in der rein menschlichen Neigung zu den unschuldigen, anmuthigen Wesen begegneten, worüber sie alle Vorurtheile und Standesunterschiede vergaßen.

„Die Kinder müssen Euch wohl große Freude machen," sagte Georg zu dem Förster.

„Das will ich meinen," versetzte dieser treuherzig. „Seitdem ich verheirathet bin und die Kinder habe, möcht' ich mit keinem Könige tauschen. Jetzt weiß ich erst, warum ich lebe und wozu ich auf der Welt da bin. Glauben Sie mir, Herr Baron, das ist das einzige Glück auf der Erde und dagegen kommt mir sonst Alles eitel und armselig vor. Wenn ich aus dem Wald komme und der Bube mir die Taschen durchsucht, ob ich ihm nichts mitgebracht habe, da bin ich so selig, daß ich es gar nicht beschreiben kann. Der soll einmal ein tüchtiger Jägersmann werden und dazu etwas Ordentliches lernen, damit er es bis zum Oberförster und weiter wie sein Vater bringt. Verzeihen Sie, daß ich so thöricht

schwatze; aber wer keine Kinder hat, der kann sich gar keine Vorstellung davon machen. Na! mit Gottes Hilfe werden Sie das auch bald kennen lernen und werden an sich selbst erfahren, welche Freude man an den Kleinen hat."

Der Baron, der ohnehin zu einer gewissen Vertraulichkeit gegen seine Untergebenen neigte und außerdem der Pathe des blonden Jungen war, forderte den Förster auf, mit ihm ein Glas auf das Wohl der Kinder zu leeren; was dieser mit tausend Freuden that, indem er zugleich die gütige Herrschaft leben ließ.

„Glück, Freude und Wohlergehen!" rief der Jäger, sein Glas erhebend. „Der Himmel schenke dem Herrn Baron und dem gnädigen Fräulein seinen Segen und vor Allen —"

„Schon gut!" unterbach Georg barsch den ehrlichen Förster noch zur rechten Zeit, während die kluge Frau dem ungeschickten Mann einen derben Stoß gab, als derselbe durchaus den angefangenen Satz beenden wollte.

Trotzdem trat eine peinliche Pause ein, von der man zu sagen pflegt, daß man einen Engel durch das

Zimmer fliegen hört. Der Baron wandte sich ab und Hedwig beugte ihr erglühendes Gesicht zu dem kleinen Krauskopf auf ihrem Schooß, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Bald darauf traten die Gäste ihren Rückweg an, ohne daß der Baron die gewünschte Gelegenheit fand, sich Hedwig zu nähern, da sie ihn absichtlich zu meiden schien, während er innerlich die Ungeschicklichkeit des treuen Försters verwünschte.

Siebentes Capitel.

Hätte die schöne Hedwig noch an der Neigung und den ernsthaften Absichten des Barons zweifeln können, so würde sie das Benehmen der Geheimräthin darüber aufgeklärt haben, da dieselbe seitdem es nicht an verschiedenen darauf hinzielenden Andeutungen und Winken fehlen ließ, indem sie bald den Reichthum der Baronin, bald die wirklich vortrefflichen Eigenschaften des guten Georg hervorhob.

Hedwig selbst war zu verständig und einsichtsvoll, um nicht die Vortheile einer derartigen Verbindung einzusehen, wodurch ihre Zukunft in glänzender Weise gesichert wurde. Bei aller Liebe und Freundlichkeit, die sie in dem Hause ihrer Tante genoß, fühlte sie doch nur zu oft ihre abhängige Stellung und die ihr auferlegte Beschränkung, da die Geheimräthin nicht frei von Launen und mitunter sogar eifersüchtig auf die Huldigungen war, die der

schönen und geistreichen Nichte in der Gesellschaft dargebracht wurden.

In früher Jugend schon verwaist und auf die Gnade der Verwandten angewiesen, wußte Hedwig um so mehr die Vortheile einer Freiheit zu schätzen, die ein solcher Besitz ihr allein gewähren konnte. Der Baron war ihr noch dazu kein Fremder, sondern ein vertrauter Jugendfreund, dessen trefflicher Charakter ihr die genügende Bürgschaft bot. Jedes andere Mädchen hätte sich durch seine Bewerbungen geehrt und beglückt gefunden, da er außerdem durch seine männliche Schönheit und sein ritterliches Benehmen den meisten Frauen wohl gefiel.

Wenn Hedwig trotzdem zögerte und schwankte, so lag das an ihrer eigenthümlichen Auffassung des Lebens, an einer vielleicht übertriebenen und allzu schwärmerischen Anschauung, die sie von dem Wesen der Liebe hatte, an ihrer ganzen geistigen Richtung, welche im Widerspruch mit ihrer Umgebung und den Ansprüchen der realen Welt stand.

War auch ihr Herz noch frei, so wurde ihre Phantasie von einem idealen Bilde erfüllt, das fast die Stärke der Wirklichkeit erreichte. Ihr heißer

Wissensdurst, ihre Begeisterung für alles Große und Schöne, die nur zu oft erkünstelte, ihr aber angeborne Verehrung des Genius vertrat bei dem hochbegabten Mädchen die Stelle der Liebe und gewann mit der Zeit eine fast leidenschaftliche Färbung, die jeder anderen Neigung den Zugang wehrte.

Obgeich der Baron bis jetzt keinen sichtbaren Nebenbuhler zu fürchten hatte, so trat ihm ein geistiges Phantom entgegen, das vielleicht nur um so schwerer zu besiegen war, weil ihm alle Reize, der ganze Zauber der Poesie und Kunst zur Seite stand.

Trotzdem gab es Augenblicke, wo Hedwig geneigt schien, der Werbung des Barons Gehör zu schenken, wo sie es für möglich hielt, mit dem guten Georg glücklich zu werden, wo sie von einem zufriedenen und ruhigen Leben im Kreise der liebenswürdigen Familie und an der Seite eines so trefflichen Mannes träumte. Leider aber verstand dieser nicht, den günstigen Moment wahrzunehmen und die flüchtige Gelegenheit zu erfassen, woran ihn eine natürliche Scheu und vor Allem seine allzugroße Verehrung für das ihm geistig überlegene Mädchen hinderte.

So vergingen die Tage nur zu schnell, ohne die

gewünschte Entscheidung herbeizuführen und ihn dem ersehnten Ziele näher zu bringen. Ihm selbst war dieser Zustand unerträglich, weshalb er den Entschluß faßte, dem Schwanken bei dem großen Fest ein Ende zu machen, das die Baronin zu Ehren ihrer Gäste veranstaltete und wozu die ganze Nachbarschaft geladen war.

Bis dahin wurde Georg durch die Vorbereitungen so sehr in Anspruch genommen, daß er kaum eine freie Minute übrig behielt. Da gab es Briefe zu schreiben und Listen anzufertigen; was keine leichte Arbeit war, da dabei Niemand übergangen werden durfte und hundert Rücksichten beobachtet werden mußten, um Keinen zu vergessen, oder gar zu beleidigen.

In der nächsten Kreisstadt wurden die Regiments-Musiker bestellt, Einkäufe gemacht, die nöthigen Ueberraschungen für den Cotillon besorgt, selbst der Telegraph in Bewegung gesetzt, um die fehlenden Requisiten zu einem brillanten Feuerwerk aus der Residenz herbeizuschaffen. Allen diesen Mühen unterzog sich der Baron willig und gern, von der Hoffnung beseelt, den Beifall seiner Verwandten und besonders Hedwigs Anerkennung zu gewinnen.

Diese wurden in der That trotz ihrer Verwöhnung von dem Glanz und den geschmackvollen Arrangements, von der Gediegenheit der ganzen Einrichtung, von der Fülle und dem Reichthum des Gebotenen überrascht, da die Baronin bei solchen Gelegenheiten keine Kosten scheute und Georg noch dazu zeigen wollte, daß man auch auf dem Lande zu leben verstände.

Auch die Gesellschaft war eine ausgewählte, der Adel der Umgegend, reiche Gutsbesitzer mit ihren Frauen und Töchtern, Gerichtsdirektoren, Landräthe aus der nahen Kreisstadt, die Offiziere der Garnison, mit einem Wort die Elite der Provinz, die Herren im unvermeidlichen Leibrock, die Damen in eleganter Toilette, hier und da etwas überladen und zu sehr herausgeputzt, weil man hinter den Großstädtern in keiner Weise zurückstehen und ihnen eine möglichst gute Meinung beibringen wollte.

Da war Frau von Rosen im schwarzen Sammtkleid, jeder Zoll ehemalige Hofdame, geistreich interessant, nur daß sie an der Schwäche litt, bei jedem dritten Wort die allerhöchsten Herrschaften und ihren unvergeßlichen Freund Ludwig Tieck anzubringen.

Sie war in diesem Kreise das Orakel der Umgebung auf sechs Meilen in der Runde, die erste Tonangeberin, die jedoch heute zu Gunsten der Fremden auf ihre Autorität verzichtete, obgleich sie sonst alle Welt und am meisten ihren Gatten, einen wackeren Landedelmann, beherrschte. An ihrer Seite saß ihre Tochter Ludovica, ein einfaches, aber reizendes Mädchen von siebzehn Jahren, frisch, naiv und natürlich, verliebt bis über die Ohren in alle Männer, jedoch ganz besonders in den Baron, der sie sonst gern leiden mochte.

Auch der Oberst von Rauer rechtfertigte den ihm vorangehenden Ruf eines unterhaltenden Gesellschafters und machte mit Hülfe der schwarzen Perrücke und des gefärbten Schnurrbarts eine ganz respektable Figur, die jedem Salon der Residenz zur Zierde gereicht haben würde, indem ihm noch dazu ein bedeutendes Erzählertalent zu Gebote stand. Eine nicht minder beachtenswerthe Erscheinung war der Gerichtsassessor von Brand, Dichter, Regisseur des Liebhabertheaters, Mitarbeiter verschiedener Zeitungen, das Genie der kleinen Stadt, der stets unvorbereitete Ausbringer von Toasten und humoristischer Festredner.

Seine Nachbarinnen, die beiden Töchter des reichen Amtsraths Hummel glänzten durch ihren Geist, während die Söhne als unermüdliche Tänzer sich hervorthaten.

Es fehlte auch hier nicht an wirklich gebildeten Männern, an liebenswürdigen Frauen und reizenden, jungen Mädchen, zu denen Bettina und auch Hedwig sich hingezogen fühlten, wogegen die Geheimräthin sich mit Frau von Rosen und dem vielgereisten Oberst höchst angenehm unterhielt.

Georg hatte nicht nur für materielle, sondern auch für geistige Genüsse nach seinem besten Wissen gesorgt, wobei er von dem Assessor von Brand auf das Beste unterstützt wurde. Dem Souper ging ein kleines Dilettanten-Concert voran, das Tante Klotilde mit einer Beethoven'schen Sonate eröffnete. Sie trug dieselbe mit dem feinsten Verständniß vor und bekundete nicht nur ihre musikalische Bildung, sondern auch eine Tiefe der Empfindung, die um so mehr mit ihrer gewöhnlichen Ruhe und Kälte contrastirte.

Das jüngere Fräulein Hummel erntete Lob und Beifall für eine Arie von Verdi, obgleich sie zuweilen stark detonirte. Dagegen feierte der gute Georg einen

wahren Triumph durch den Wanderer von Schubert, womit er die ganze Gesellschaft und am meisten Hedwig überraschte. Sie mußte sich eingestehen, daß ein Sänger, der den Geist einer solchen Composition so innig aufzufassen, so ergreifend wiederzugeben vermochte, kein ganz gewöhnlicher Mann sein konnte, selbst wenn ihm jener Bildungsgrad und die Kenntnisse abgingen, auf die sie vielleicht nur einen allzugroßen Werth legte.

Ihre ihm günstige Stimmung wurde noch im Verlauf des Abends gesteigert, wo Georg alle Eigenschaften eines liebenswürdigen Gesellschafters und aufmerksamen Wirthes entfaltete. Besonders zeichnete er sich als Tänzer aus und Hedwig, welche sonst am Tanz wenig oder gar keinen Gefallen hatte, empfand in seinen Armen leicht im schnellen Walzer hinschwebend, einen Genuß, den sie früher nicht gekannt hatte.

Die Aufregung des Tanzes hatte etwas Berauschendes, ihre Wangen glühten, ihre Pulse klopften und in ihrem Herzen regte sich die unterdrückte Lebenslust, erwachte die Freude am Dasein. Die Rhythmen der Musik, der Glanz der Kerzen, die von

Blumendüften geschwängerte Atmosphäre wirkte zugleich reizend und betäubend auf ihre Nerven.

Wie im Traume hörte sie die leidenschaftlichen Worte des Barons, ohne ihren Sinn zu fassen, und unbewußt erwiederte sie den Druck seiner fiebernden Hand. An seinem Arm verließ sie den heißen Saal und trat mit ihm auf die Terrasse, um dem Feuerwerke beizuwohnen, das während der Pause abgebrannt werden sollte.

Auf ein Zeichen Georgs schossen die glühenden Raketen gleich feurigen Schlangen auf, stiegen die glänzenden Leuchtkugeln empor und verwandelten sich in goldene Sterne, die am nächtigen Himmel leuchteten. Dazwischen tönten die berauschenden Klänge der Musik, das frohe Gelächter, die heiteren Scherze und der Jubel der jungen Welt.

Plötzlich strahlte der ganze Park in bengalischem Licht, bald in rothen, grünen und bald in blauen und weißen Flammen glühend, ein zauberhafter Anblick, eine poetische Vision, der Traum eines Dichters.

„Himmlisch, entzückend!“ tönte es von allen Seiten.

„Ein Märchen aus Tausend und einer Nacht,“ sagte die Geheimräthin. „Man glaubt in den Gärten Armidens zu wandeln.“

„Ich habe selbst in Konstantinopel und Kairo nichts Schöneres gesehen,“ pflichtete ihr der Oberst von Rauer bei. „Ein wirkliches Zauberfest.“

„Die gute Baronin ist die liebenswürdigste Wirthin,“ bemerkte Frau von Rosen, „und Georg vom Scheitel bis zur Zehe ein vollendeter Cavalier. Er könnte jeden Augenblick Hofmarschall werden, sein Talent für Festivitäten ist bewunderungswürdig. Dabei ist er herzensgut und wenn er in die rechte Hände kommt, und durch eine kluge Frau den rechten Schliff erhält, so wird er eine Zierde der ganzen Provinz werden.“

„Wie ich glaube, hat er bereits seine Wahl getroffen,“ versetzte der Oberst leise. „Wenn ich nicht irre, so werden wir bald von einer Verlobung hören.“

„Ich gratulire von ganzem Herzen,“ entgegnete Frau von Rosen, nicht ohne eine Anwandlung von Neid, indem sie an ihre Tochter Ludovica dachte.

Auch die übrige Gesellschaft nahm die bevor-

stehende Verlobung des nach ihrer Meinung so passenden Paares als eine vollendete Thatsache auf und erwartete noch im Verlaufe des heutigen Festes die Veröffentlichung des lauten Geheimnisses. Georg selbst wurde durch das Benehmen Hedwigs in seinen Hoffnungen bestärkt, da sie seinen Worten ein geneigtes Gehör zu schenken schien.

„Ich weiß," sagte er durch ihr Stillschweigen ermuthigt, „daß ich Deiner nicht werth bin, daß Du hoch über mir stehst, wie die Sterne dort am Himmel, aber es soll fortan mein Streben sein, Dich zu verdienen. Ich will Dich stets auf Händen tragen, wie meinen Augapfel behüten und keinen andern Gedanken haben, als Dich zu beglücken. Mögen andere Männer auch mehr Geist besitzen, tiefer und inniger kann Dich keiner lieben, das glaube mir."

„Ich zweifle nicht an Deinen Worten," flüsterte sie zerstreut.

„So sage, ob Du mich wieder liebst. Doch nein, das wäre zu viel für mich, sage mir nur, daß ich hoffen darf, durch meine grenzenlose Liebe, Deine Gegenliebe mit der Zeit zu gewinnen, daß ich Dir nicht ganz gleichgültig bin."

„Laß mir Zeit, mein Herz zu prüfen," murmelte sie, noch immer schwankend.

„Du kennst mich von Jugend auf und mein ganzes Leben liegt vor Dir wie ein aufgeschlagenes Buch. Wozu der Aufschub? Bedarfst Du da noch der Ueberlegung? Laß mich heute, laß mich in dieser Stunde wissen, ob ich für immer glücklich oder elend werden soll," bat er immer dringender.

„Elend!" wiederholte sie zusammenschauernd. „Durch mich sollst Du nicht elend werden."

„Hedwig!" rief Georg aufjubelnd, ihre Worte zu seinen Gunsten deutend.

In diesem Augenblick stand zum Schluß des Feuerwerks mit einem Mal der ganze Park in einem Flammenmeer, in tagesheller Beleuchtung. Rothe Funkengarben stiegen gleich einem glühenden Springbrunnen zum Himmel empor, und zwischen den dunklen Bäumen schimmerte das weiße Schloß gleich einem silbernen Feenpalast im zauberhaften Glanz.

Auf der Terrasse aber lehnte Hedwig an der Seite des glücklichen Georg, vom milden Licht des Mondes umflossen, einer Silberbirke gleich, bleich und schön, während aller Augen auf das holde Paar

gerichtet waren. Willenlos, mechanisch folgte sie dem Baron, als die letzte Feuerkugel erloschen war, in den Saal, wo sie wie eine Königin bei ihrem Erscheinen von den schmetternden Klängen der Musik begrüßt wurde.

Sie wußte kaum, was das Alles zu bedeuten hatte, als die würdige Baronin sie umarmte, küßte und sie Tochter nannte, als die Geheimräthin, Tante Klotilde und Bettina ihr Glück wünschten, alle Welt sie huldigend umringte und das Orchester einen jubelnden Tusch auf den Wink des Assessors von Brand anstimmte.

„Hoch das Brautpaar, hoch und abermals hoch!" riefen die begeisterten Gäste und stießen mit den Gläsern klingend an.

Mitten in dem Jubel aber hätte Hedwig laut aufschreien mögen, als sie aus ihrer Betäubung erwachte, aber ein Blick auf das von höchstem Glück strahlende Gesicht des guten Georg, auf seine vor Freude verjüngte Großmutter, die sie selbst so hoch verehrte, auf ihre nächsten Verwandten und vor Allem auf die Geheimräthin, welche Mutterstelle an ihr vertrat, ließen die zitternden Lippen verstummen. Konnte,

durfte sie dieses Uebermaß der Liebe zurückweisen, diese treuen Herzen durch eine öffentliche Weigerung verletzen? Es blieb ihr keine andere Wahl, als sich in ihr Schicksal zu ergeben, das so unerwartet, so unvorbereitet, sie selbst überraschend über sie gekommen war.

Mit dem ganzen Aufgebot ihrer moralischen Kraft rang sie nach Fassung, suchte sie den inneren Kampf vor den beobachtenden Augen zu verbergen, nur die Bläße ihrer Wangen, die Apathie, womit sie Alles über sich ergehen ließ, verrieth den Aufruhr ihrer Seele, aber Niemand ahnte ihren Schmerz und am wenigsten der von Liebe und Glück trunkene Georg.

Erst als das Fest sein Ende erreicht, die Gäste sich entfernt hatten und das Rollen des letzten Wagens verhallt war, brach Hedwig zusammen. Bleich und erschöpft fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe, so daß sie umzusinken fürchtete. Zum Glück hielten ihre Verwandten ihr tiefes Leiden für eine vorübergehende Schwäche, für eine natürliche Folge der Aufregung bei einem so bedeutungsvollen, für das ganze Leben entscheidenden Schritt.

„Geh zu Bett, meine geliebte Tochter!" sagte die Baronin. „Du bedarfst der Ruhe, um Dich zu erholen."

„Die Freude hat Hedwig etwas angegriffen," bemerkte die Geheimräthin.

„Hoffentlich hat es nichts zu bedeuten," scherzte die muntere Bettina. „Es ist wohl nichts weiter als das Brautfieber und das soll gar nicht gefährlich sein."

„Du möchtest wohl selbst recht bald davon befallen werden," versetzte die alte Baronin heiter.

„Wenigstens fürchte ich mich nicht davor."

„Kommt Zeit, kommt Rath," erwiederte die liebenswürdige Matrone. „Du mußt Dich noch gedulden. Morgen ist auch ein Tag. Für heute wünsche ich Euch Allen und besonders meiner lieben Hedwig eine gute Nacht. Gott segne Dich, mein Kind!"

Die Baronin verabschiedete sich von ihren Gästen und umarmte Hedwig mit mütterlicher Zärtlichkeit, indem sie ihr die Hand segnend auf das gesenkte Haupt legte. Mechanisch erwiederte Hedwig den Kuß, den Georg zärtlich auf ihre Lippen drückte,

von seinem Recht als Bräutigam Gebrauch machend. Sie konnte sich dabei eines leisen Schauers nicht erwehren und zuckte unwillkürlich zusammen, als ob sie sich verwundet hätte.

Unter dem Vorwand der Ermüdung entzog sie sich den von Freude und Wohlwollen überfließenden Reden der Geheimräthin und den leidenschaftlichen Liebkosungen Bettina's, die trotz des Stillschweigens ihrer Freundin anmuthig lebhaft fortplauderte und mit lichten Farben das Glück der Zukunft ausmalte, bis sie mitten in der allerdings nur einseitigen Unterhaltung vom Schlaf überrascht wurde.

Dagegen floh der Schlummer die Augen der aufgeregten Hedwig, welche auf ihrem Lager nicht die ersehnte Ruhe finden konnte. Sie war Braut, die Braut eines Mannes, der sie innig liebte und der ihre Gegenliebe im reichsten Maße verdiente.

Warum aber zog sich bei diesem Gedanken ihr Herz so krampfhaft zusammen? Warum flossen unwillkürlich ihre Thränen und benetzten die weichen Kissen ihres Lagers? War sie denn nicht beneidenswerth? War Georg nicht der edelste, der beste Mann, den sie kannte, ihr Jugendfreund und ihr nächster

und liebster Verwandter? An seiner Seite erwartete sie ein sorgenfreies, glänzendes Leben, die erwünschte Freiheit und Unabhängigkeit, eine gesicherte Zukunft, Reichthum und Ueberfluß. Sie hatte das höchste Zutrauen zu seinem ehrenwerthen Charakter und war von seiner Zuverlässigkeit in allen Lagen des Lebens überzeugt.

Georg besaß, wie sie selbst zugeben mußte, alle Eigenschaften, um eine Frau wahrhaft glücklich zu machen, äußere männliche Schönheit und Liebenswürdigkeit, eine gewisse Ritterlichkeit, eine Fülle von Gemüth und eine seltene Zartheit der Empfindung, die mehr als hinreichend seine geistigen Mängel und kleine Schwächen aufwog.

Das Alles sah wohl Hedwig mit der ihr eigenen Klarheit vollkommen ein und dennoch erfaßte sie eine unaussprechliche Angst, die Ahnung schwerer Kämpfe und unlösbarer Verwirrungen. Eine innere Stimme klagte sie der Uebereilung an, des Verraths an ihrem Ideal, das sie, wie die meisten Mädchen, unbewußt in ihrem Herzen trug.

Sie fürchtete sich vor der Lüge und glaubte ein Unrecht an sich und auch an ihrem Verlobten be-

gangen zu haben. Sie zürnte der eigenen Schwäche, daß sie nicht den Muth besessen, laut die Wahrheit zu bekennen, selbst auf die Gefahr hin, ihre Verwandten zu beleidigen und aufzubringen. Mindestens hätte sie sich eine Bedenkzeit erbitten sollen, um ihr Herz zu prüfen.

Jetzt war es nach ihrer Meinung zu spät, da sie sich durch ihr öffentlich gegebenes Wort gebunden hatte. Sie konnte nicht mehr zurücktreten, ohne die wichtigsten Gründe vorzubringen, die ihr gänzlich fehlten. Ihr strenges Rechtsgefühl sträubte sich gegen ein solch frivoles Spiel mit ihrem Gelöbniß, während ihr zartes Gefühl vor der Kränkung eines ehrenwerthen Mannes und theuren Freundes zurückschreckte. Lieber wollte sie sich selbst zum Opfer bringen und die Folgen ihrer Handlungsweise mit Ergebung tragen. Das gelobte sie sich von Neuem feierlich und sie traute sich auch die Kraft zu, ihren Schwur unter allen Verhältnissen zu halten.

Mit diesem Vorsatz kehrte auch die verlorene Ruhe wieder, so daß die fieberhafte Aufregung allmälig wich und sie gegen Morgen in einen kurzen Schlaf verfiel. Aber selbst in ihrem Schlummer ver-

folgten sie die quälenden Gedanken und mischten sich in ihre Träume.

Ihre Phantasie versetzte sie in ferne Zeiten und entlegene Länder, nach Athen, wo sie in dem Olivenhain der Akademie an der Seite des göttlichen Plato wandelte und als andächtige Schülerin seinen weisen Lehren lauschte. Im goldenen Sonnenschein glänzte vor ihren trunkenen Blicken das blaue Meer, leuchtete die Akropolis in ursprünglicher Schönheit, schimmerten zwischen immergrünen Lorbeerbüschen die weißen Marmorbilder der unsterblichen Götter. Im nahen Olivenwald sangen die Nachtigallen, schwebten die schönsten Jünglinge und holde Frauen im anmuthigen Reigen mit verschlungenen Händen zu den Tönen der lydischen Flöte.

Eine nie gekannte Wonne durchschauerte ihre Brust und erfüllte sie mit der höchsten Seligkeit.

Plötzlich verfinsterte sich der klare Himmel, das Licht der Sonne erlosch und ein wilder Sturm brauste durch den grünen Hain. Die Erde bebte und wankte unter ihren Füßen. Die Säulen der Tempel brachen zerschmettert zusammen und die Bilder der Götter stürzten krachend von ihren Postamenten nieder.

In wilder Flucht stürmten die schönen Jünglinge und holden Frauen schreckensbleich an ihr vorüber. Von Todesgrauen erfaßt, streckte sie selbst verzweiflungsvoll ihre Hand nach ihrem Begleiter aus.

Er war verschwunden; sie stand allein, einsam und verlassen.

Ein wesenloser Schatten hatte sie getäuscht, ein nichtiges Phantom sie geäfft.

Entsetzt stieß sie einen wilden Schrei aus.

Sie erwachte und als sie verwirrt, mit starren Augen um sich sah, erblickte sie die erschrockene Freundin, welche sich geängstigt über sie beugte und sie fragte, was ihr fehle. Nachdem sich Hedwig einigermaßen gesammelt, erzählte sie Bettina ihren Traum, über den sie jetzt selbst zu lächeln suchte.

„Und das Merkwürdigste," fügte sie hinzu, „war der Umstand, daß der göttliche Plato, wie mir jetzt erst klar wird, die Züge unseres Reisegefährten trug."

„Doch nicht des Doctor Wagner?" fiel Bettina schnell ein.

„Nein! Es war das strenge, melancholische Gesicht des Professor Römer. Findest Du das nicht lächerlich?"

„Wie kommst Du nur dazu, gerade in der heutigen Nacht von dem fremden, Dir gänzlich gleichgiltigen Mann zu träumen, der noch dazu so wenig Deinen Erwartungen entsprochen hat?“

„Das frage ich mich auch. Seit unserer Trennung habe ich nicht mehr an ihn gedacht.“

„Und doch muß Dich unbewußt sein Bild beschäftigt haben,“ scherzte die Freundin, „da Du ihm sogar die Ehre erwiesen hast, von ihm zu träumen. Wenn ich das dem guten Georg erzähle, so wird er noch eifersüchtig auf den Professor werden.“

„Du wirst mich noch mit Deinen unzeitigen Späßen ernstlich böse machen. Wenn Du mich lieb hast, so sprich kein Wort mehr über diesen dummen Traum,“ versetzte Hedwig mit ungewohnter Heftigkeit.

„Verzeih' meine Thorheit!“ erwiederte Bettina, die erzürnte Freundin sanft umschlingend. „Jetzt aber wollen wir an unsere Toilette denken. Komm, süßes Bräutchen! ich will heute Deine Kammerzofe sein und Dich so schön machen, daß Deinem Schatz die Augen vor Entzücken übergehen sollen, obgleich der

gute Junge ohnehin in Dich bis über die Ohren verliebt ist. Du wirst mit ihm gewiß wie im Paradiese leben."

„Und Du mit uns," erwiederte Hedwig zerstreut.

„Das versteht sich. Ich komme jeden Sommer zu Euch mit der Mama und im Winter nehmen wir Dich und Georg mit in die Residenz. Das soll ein Götterleben werden. Meinst Du nicht auch?"

„Ich hoffe es," entgegnete sie resignirt.

Unter Scherzen und Lachen führte Bettina die Freundin zu dem Spiegel und half ihr beim Anziehen, was diese fast willenlos geschehen ließ. Der sprudelnden Heiterkeit des übermüthigen Mädchens gelang es auch, die finsteren Wolken auf Hedwigs Stirn zu zerstreuen und ihren Lippen selbst ein schwaches Lächeln zu entlocken.

Ruhig und gefaßt trat sie ihrem Verlobten und der übrigen Familie entgegen, von der sie bereits in der offenen Halle des Schlosses mit dem Frühstück erwartet wurde. Die innige Zärtlichkeit, womit sie der gute Georg begrüßte, die mütterliche Freundlichkeit der würdigen Baronin, Klotildens Herzlich-

keit und vor Allem die Zufriedenheit der Geheimräthin bürgten ihr für ihr Glück und bestärkten sie in ihren Entschlüssen.

Sie selbst sah sich gleichsam als Mittelpunkt des liebenswürdigen Familienkreises behandelt, mit der zartesten Aufmerksamkeit überhäuft, von Liebe und Freundschaft umgeben, gewissermaßen als zukünftige Herrin gefeiert. Alles, was sie hier erblickte, athmete das reinste Glück, die höchste Zufriedenheit. Das zugleich Vertrauen und Ehrfurcht einflößende Gesicht der Großmutter, Georgs Seligkeit, die aus jedem seiner Blicke leuchtete, selbst die respektvolle Miene des alten Dieners, die mit Blumen geschmückte Veranda, der reiche Frühstückstisch mit dem schweren, silbernen Theegeschirr, die ganze, gediegene Einrichtung gaben ihr das Gefühl einer behaglichen, auf sicherem Grunde ruhenden Häuslichkeit.

Vor ihren Augen dehnte sich der herrliche Park mit seinen alten Bäumen, den schattigen Bosquets, den rauschenden Springbrunnen, woran sich das große Besitzthum schloß, mit der Aussicht auf all die fruchtbaren Felder, üppigen Wiesen, prächtigen Waldungen

und gesegneten Weinberge, das schönste und reichste Gut in der ganzen Umgebung.

Die Wirklichkeit war so schön und verlockend, daß Hedwig wenigstens in diesem Augenblick ihr Ideal vergaß und an die Möglichkeit eines glücklichen und zufriedenen Lebens an der Seite des guten Georg glaubte.

Achtes Capitel.

Unterdeß führten die beiden Freunde ein behagliches Stillleben in dem vielbesuchten, freundlichen Badeort, indem sie sich jenem süßen Nichtsthun überließen, das gerade für geistig überanstrengte Männer von Zeit zu Zeit Bedürfniß ist. Der Genuß der nervenstärkenden Heilquelle, das Herausreißen aus den gewohnten Beschäftigungen, die reizenden Spaziergänge und Ausflüge in die Nähe und Ferne übten den vortheilhaftesten Einfluß auf den Professor, der sich sichtlich zu erholen anfing.

Das Badeleben selbst bot so manche Zerstreuung und Abwechslung, da es ihnen keineswegs an Bekannten fehlte. Die Gegenwart des berühmten Gelehrten und des gleichfalls renommirten Arztes war nicht unbemerkt geblieben, so daß ihnen manche schmeichelhafte Auszeichnung zu Theil wurde, obgleich sie wenig oder gar kein Gewicht darauf legten und

sich von dem Treiben der übrigen Gäste so fern als möglich hielten.

Sie schienen die Gesellschaft, welche in dieser Saison besonders glänzend war, eher zu meiden, als zu suchen und sich selbst um die verzögerte Ankunft der liebenswürdigen Geheimräthin und ihrer reizenden Begleiterinnen wenig oder gar nicht zu kümmern, als ob sie die freundliche Begegnung auf dem Dampfboot bereits wieder vergessen hätten.

Trotzdem waren die Freunde angenehm überrascht, als sie eines Morgen im Gewühl der Promenade die scheinbar nicht Vermißten endlich erblickten und begrüßen durften. Das Wiedersehen war von beiden Theilen ein herzliches; und besonders war die Geheimräthin entzückt über die Begegnung mit den geistreichen Männern, von deren Gesellschaft sie sich während ihres Badeaufenthaltes einen hohen Genuß versprach.

Selbstverständlich unterließ sie nicht, die Freunde mit dem freudigen Familienereignisse bekannt zu machen und Hedwig förmlich als die Braut ihres Vetters, des Barons von Freibach vorzustellen, worauf die üblichen Glückwünsche erfolgten, welche von der

am meisten Betheiligten mit einer gewissen Verlegenheit entgegengenommen wurden, die man an jungen Bräuten gewöhnlich zu bemerken pflegt und die auch an ihr nicht auffallen konnte.

Trotzdem konnte sich der Professor nicht eines leisen Zweifels an dem Glücke Hedwigs erwehren, ohne daß ihm ihr Benehmen für eine solche Annahme genügende Gründe bot. Gerade das Bestreben der Geheimräthin, in der überschwänglichsten Weise die Verhältnisse und die Persönlichkeit des guten Georg hervorzuheben, bestärkten ihn nur noch mehr in dieser Ansicht.

Der Gedanke jedoch, daß Hedwig sich nicht in ihrer neuen Lage glücklich fühlte, weckte seine Theilnahme in einem ihm selbst unerklärlichen Grade; sie erschien ihm nur um so interessanter, je mehr sie ein Gegenstand seines Mitleids wurde.

Selbst nachdem sich die Fremden von den Damen verabschiedet hatten, um nach ihrer Wohnung zurückzukehren, beschäftigte ihn fortwährend das Schicksal des schönen und geistvollen Mädchens.

„Ich fürchte," sagte der Professor zu seinem Begleiter, „daß Hedwig ihren Verlobten nicht liebt

und zu einer Convenienz-Partie von der Geheimräthin überredet, wo nicht gar gezwungen worden ist."

„Das kann wohl möglich sein," erwiederte Arnold. „Wie ich höre, ist Hedwig arm, ohne jedes Vermögen und von ihren Verwandten abhängig. Ihr Verlobter erbt einmal von seiner Großmutter eine Million und soll auch sonst ein ganz erträglicher Mann sein. Da wird wohl der Verstand den Ausschlag gegeben haben, wie dies unter solchen Umständen so häufig der Fall ist."

„Ich begreife nicht, wie Du so gleichgiltig von einer solchen Verbindung sprechen kannst, wobei es sich um die Zukunft eines so edlen und ausgezeichneten Mädchens wie Hedwig handelt. Mir thut sie in der Seele leid."

„Du nimmst alle derartigen Verhältnisse viel zu tragisch. Die meisten Frauen besitzen ein bewunderungswürdiges Akkomodations-Vermögen. Eine Million übt einen eigenthümlichen Reiz aus und entschädigt für Vieles, wenn auch nicht für Alles. Man kann sich und Andern damit so manche glückliche Stunde bereiten. Glaube mir, mein lieber Freund, es giebt kein besseres Mittel, um das Herz eines jungen Mädchens

zu narkotisiren, als eine ordentliche Dosis Gold. Wenn der Mann noch dazu einigermaßen leidlich ist und die nöthige Gutmüthigkeit besitzt, die Wünsche seiner Gattin zu erfüllen; wenn dann später noch die lieben Kinder kommen, die mütterlichen Freuden nicht ausbleiben, gesellschaftliche Zerstreuungen nicht fehlen, so giebt es eine sogenannte ganz glückliche Muster-Ehe."

„Das mag von gewöhnlichen Frauen gelten, aber nicht von einer so außergewöhnlichen Natur."

„Hedwig wird nicht das erste und letzte bedeutende Mädchen sein, das sich einen unter ihm stehenden Mann nimmt und mit ihm glücklich lebt."

„Was die Welt Glück nennt," versetzte der Professor eifrig, in einer Anwandlung seiner früheren Melancholie, „ist häufig nur ein übertünchtes Elend. Ich glaube in der That, daß es Frauen und Männer giebt, die für die Ehe gar nicht geschaffen sind, bevorzugte Geister, welche den Zwang und die Fesseln nicht ertragen können und darüber zu Grunde gehen. Eine solche zum Leiden prädestinirte Natur scheint mir dieses außerordentliche Mädchen, das ich mir durchaus nicht als Frau und am wenigsten als die Gattin eines untergeordneten Mannes denken kann. Ihr

ganzes Wesen erinnert mich an jene weiblichen Erscheinungen früherer Jahrhunderte, die mit den größten Staatsmännern, Dichtern und Denkern ihrer Zeit in freier Weise verkehrten und diese inspirirten und begeisterten. So stelle ich mir eine Erinna, eine Hypathia, eine Heloise vor."

„Und Du hättest nicht übel Lust, der Abälard dieser neuesten Heloise zu werden," scherzte der Freund mit einem Anflug leichter Ironie.

Der Professor schwieg innerlich verstimmt über die vermeintliche Frivolität des Arztes, der vielleicht ohne es selbst zu ahnen, den wunden Punkt in dem Herzen des unbefriedigten Freundes berührt hatte. Seine anfängliche Antipathie hatte sich in die innigste Theilnahme für das interessante Mädchen verwandelt, dem er fast an jedem Morgen in der Gesellschaft der Geheimräthin auf der Brunnenpromenade begegnete.

Nach und nach fand auch Hedwig an der Unterhaltung mit dem berühmten Gelehrten einen hohen Genuß, dem sie sich um so unbefangener überließ, da sie die Gesellschaft des verheiratheten Mannes nicht der leisesten Mißdeutung in ihrer gegenwärtigen Lage aussetzen konnte.

Ihre Gespräche beschränkten sich anfänglich auf einen reinen Austausch ihrer Gedanken, der ihnen einen großen Reiz gewährte, indem sie auf- und niederwandelnd mitten im Gewühl der Badegäste gewissermaßen ein höheres geistiges Leben für sich führten.

Ein Umstand trug nicht wenig dazu bei, diesen vertraulichen Umgang zu begünstigen. Während Arnold sich mit der munteren Bettina nach wie vor herumneckte und auf einem scherzhaftem Kriegsfuß mit ihr stand, beanspruchte natürlich die Geheimräthin auf der Promenade den Arm und die Gesellschaft des Professors, der sich auch dieser Pflicht gegen die liebenswürdige und noch immer der Beachtung werthen Dame nicht entziehen konnte und wollte.

Seit einigen Tagen hatte er jedoch an dem Legationsrath von Brendel einen würdigen Stellvertreter gefunden. Dieser war im Gefolge des Fürsten in dem berühmten Bade erschienen, wo die hohen Herrschaften in jedem Jahre mehrere Wochen zu verweilen pflegten.

Der Legationsrath gehörte zu den zahlreichen Bekannten und Verehrern der Geheimräthin; weshalb

er auch nicht unterließ, sie und ihre Begleiterinnen auf der Promenade zu begrüßen und zu begleiten. Wie dies häufig an einem fremden Orte und besonders in einem Bade zu geschehen pflegt, wo es nicht an Zeit und Gelegenheit fehlt, gestalteten sich die Beziehungen zu einander weit freundschaftlicher und inniger, als dies sonst in der Hauptstadt der Fall war.

Herr von Brendel, ein angehender Vierziger, galt nicht nur für einen ausgezeichneten Diplomaten, sondern auch für eine literarische Notabilität, was ihm in den Augen der nach allen hervorragenden Erscheinungen haschenden Geheimräthin noch zur besonderen Empfehlung gereichte.

In seinen Mußestunden, an denen es ihm keineswegs mangelte, beschäftigte sich der Legationsrath mit den verschiedensten Studien, die er nach Art der vornehmen Dilettanten betrieb. Er sammelte etruskische Vasen, seltene Münzen, mittelalterliche Chroniken und interessirte sich für die heterogensten Gegenstände, so daß es in seinem Kopfe ungefähr so aussah, wie in dem Laden eines Antiquitätenhändlers.

Ohne gerade gediegene Kenntnisse zu besitzen,

hatte er sich nach und nach die Fähigkeit angeeignet, nicht nur über Alles sprechen, sondern auch schreiben zu können; wofür eine Reihe von Abhandlungen und kleine Schriften ein glänzendes Zeugniß ablegte, obgleich seine Neider sich in's Ohr flüsterten, daß er mit fremdem Kalbe pflügte und seine besten Arbeiten einem jungen Gelehrten verdankte, den er zu diesem Zweck im Geheimen benutzte.

Nichts desto weniger war Herr von Brendel das Orakel des Kunst und Wissenschaft liebenden Fürstenpaars, der kleine Humboldt des Hofes, an dem er als literarische Autorität ein hohes Ansehen genoß. Für die Geheimräthin mußte die Bekanntschaft eines solchen Mannes von ganz besonderem Werth sein, da er ihr die längst ersehnte Gelegenheit bot, mit den hohen Herrschaften in nähere Berührung zu treten.

Schneller als sie es erwartete, sollte der Wunsch der eitlen und ehrgeizigen Frau in Erfüllung gehen, indem der Legationsrath in seiner Stellung als literarischer maitre de plaisir die Vorstellung der Damen am Hofe vermittelte, worauf die üblichen Einladungen zu den Theeabenden des fürstlichen Paares erfolgten.

Diese Ehre wurde auch ungesucht dem Professor in seiner Eigenschaft als berühmter Gelehrter und seinem als Arzt renommirten Freunde zu Theil, nachdem die Herrschaften durch den Legationsrath die Anwesenheit des gefeierten Alterthumsforschers und des in seinem Fache ausgezeichneten Doktor Wagner erfahren hatten.

Die für Wissenschaft und Kunst begeisterte Fürstin forderte den Professor auf, einen besonders interessanten Abschnitt aus seinem neuesten Werke vorzulesen; was dieser natürlich nicht ablehnen durfte. Zu diesem Zweck wählte er aus dem ersten Bande seine Abhandlung über „die Plastik der Griechen", die er mit besonderer Vorliebe behandelt hatte und außerdem für besonders geeignet und passend hielt.

Auf Wunsch der zur Schwärmerei geneigten Fürstin sollte die Vorlesung im Freien und zwar in dem an den Sommerpalast stoßenden Park in einem offenen, rings von schönen Bäumen umgebenen Pavillon gehalten werden, um den Genuß und die Illusion nur noch zu erhöhen.

Der Legationsrath, der sich bei solchen Gelegenheiten unentbehrlich zu machen wußte, war mit den

nöthigen Arrangements und Einladungen beauftragt. Mit Hilfe eines geschickten Tapeziers, den er zu diesem Zweck zu Rathe zog, wurde der auf Säulen ruhende Pavillon in einen geschmackvollen griechischen Tempel verwandelt und mit den Gypsabgüssen der berühmtesten Statuen und Kunstwerke geschmückt, die sich der Legationsrath von dem Kunsthändler des Bades verschafft hatte.

Das Ganze gewährte einen an die Antike einigermaßen erinnernden Anblick, wenn auch die zu der Vorlesung geladenen Hofdamen und Herren durch ihre moderne Kleidung den Eindruck wieder abschwächten, obgleich Herr von Brendel auch in dieser Beziehung so viel als möglich durch seine Winke über das hellenische Costüm eine gewisse Harmonie zu erzielen suchte.

Seine gelehrten Andeutungen stießen zwar bei den Herren mit ihren gestickten Uniformen und den unvermeidlichen schwarzen Leibröcken auf unüberwindliche Hindernisse, dagegen bemühten sich die Damen wenigstens einigermaßen in ihren Frisuren und hier und da auch in ihren Roben dem klassischen Alterthum, so weit dies die herrschende Mode gestattete,

sich anzupassen; wobei die Fürstin selbst mit ihrem Beispiel voranging.

Während die Mehrzahl der Frauen trotz der Bemühungen und Anweisungen des geschäftigen Legationsrathes einen mehr komischen als klassischen Eindruck machten, erschien Hedwig ohne besondere Künste anzuwenden, als die einzig würdige Repräsentantin griechischer Schönheit und Grazie.

Das blonde Haar in einen Knoten geschlungen und mit einem grünen Band durchflochten, die schlanke Gestalt von dem weißen, mit natürlichen Epheuranken drapirten Kleid umwallt, glich sie in der That einer jener herrlichen Frauen des Alterthums voll Würde und Anmuth. Selbst jener unaussprechliche Ausdruck einer unbewußten Trauer, den man nicht selten an den griechischen Statuen bemerkt, jene gleichsam verkörperte Klage um die Vergänglichkeit des Irdischen, um das Loos des Schönen auf der Erde schien das bleiche und edle Gesicht zu umschweben.

Nachdem das hohe Paar sich auf den erhöhten Sammtfauteuils niedergelassen und die übrige Gesellschaft auf den bereitstehenden Stühlen Platz ge-

nommen hatte, begann der Professor seinen Vortrag, worin er seine geistvollen Ansichten über die griechische Kunst entwickelte.

Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn erklärte er aus der Natur des Landes und der Individualität dieses glücklichen, von der Natur so reich begabten und begünstigten Volkes die poetischen und künstlerischen Schöpfungen des hellenischen Alterthums gleichsam als nothwendige organische Entfaltung des nationalen Lebens.

Vor Allen hob er die innige Harmonie zwischen Religion, Politik, Kunst und Wissenschaft hervor, aus der allein jene unsterblichen Meisterwerke des Genius hervorgegangen sind, indem er zugleich den Widerspruch, die innere Zerrissenheit der modernen Weltanschauung im Gegensatz zu der antiken Einheit beklagte.

Die Begeisterung, mit der er sprach, die Tiefe des Wissens, die hohen Ideen und anregenden Gedanken übten selbst auf diesen verwöhnten Kreis einen eigenthümlichen Zauber aus. Die ganze Versammlung fühlte sich gleichsam gehoben und in eine reinere, schönere Welt durch die unwiderstehliche Be-

redtsamkeit des berühmten Gelehrten versetzt, dem die Worte wie ein klarer, durchsichtiger Strom von den Lippen flossen.

Von all den Zuhörern war jedoch Hedwig am tiefsten bewegt und gefesselt, da sie das innigste Verständniß für seinen Vortrag besaß. Seine Gedanken und Anschauungen fanden einen Wiederhall in dem verwandten, ebenbürtigen Geiste und steigerten nur noch ihre Achtung für den genialen Redner.

Mit strahlenden Augen hing sie an seinem Munde, die ganze übrige Welt vergessend. Erst der laute Beifall am Schlusse seines Vortrags, wozu das hohe Paar selbst das Zeichen gab, weckte sie aus ihrem wachen Träumen.

Die Fürstin, die für Hedwig sogleich eine große Neigung gefaßt hatte, näherte sich ihr und flüsterte ihr leise einen Wunsch zu, dem sich das schöne Mädchen nicht zu entziehen vermochte, so sehr sich ihre Bescheidenheit und ihr feines Taktgefühl dagegen sträubten.

Es handelte sich dabei um ein Schauspiel, das jetzt vor dem gesammten Hof aufgeführt werden sollte und wozu der selbst etwas theatralische Fürst die

Anregung gegeben hatte, die von der Fürstin mit der ihr eigenen Schwärmerei sogleich lebhaft ergriffen wurde.

Wie Petrarka und Tasso sollte auch der Professor öffentlich gekrönt werden und Hedwig war dazu ausersehen, ihm den bereit gehaltenen Lorbeerkranz zu überreichen. Nur der Befehl der Fürstin konnte ihren natürlichen Widerwillen gegen eine derartige Comödie besiegen.

Mit zögernden Schritten näherte sie sich erröthend dem Professor, indem sie verwirrt einige Worte des Dankes im Namen und Auftrage des Herrscherpaares hinzufügte.

Die Anmuth und Feinheit, womit sie sich des ihr peinlichen Auftrages entledigte und die würdige Haltung des Professors während der Handlung benahmen der auffallenden Scene ihre unter anderen Verhältnissen lächerliche Wirkung.

Bei der Ueberreichung des Kranzes berührten sich ihre Hände und Beide fühlten ein elektrisches Zucken, während die Versammlung lebhaft applaudirte und die sentimentale Fürstin einen Kuß auf Hedwigs weiße Stirn drückte.

Die hochpoetische Stimmung wurde einigermaßen durch den Eintritt der Dienerschaft gedämpft, welche servirte. Die Unterhaltuug nahm eine allgemeinere Wendung, obgleich sie noch immer eine vorwiegend ästhetische Färbung trug.

Der liebenswürdige und in seiner Weise literarisch gebildete Fürst, der sich gern als Beschützer der Wissenschaft und Künste zeigen wollte, nahm die Veranlassung, aus dem Vortrage des Professors eine Parallele zwischen der Gegenwart und Vergangenheit zu ziehen und die Leistungen Beider mit einander zu vergleichen.

Mit einer gewissen Ostentation forderte er nach Art der großen Herren den berühmten Gelehrten auf, ihm praktische Vorschläge zur Hebung der Kunst und vorzugsweise des gesunkenen Theaters zu machen, für das der Fürst besonders ein lebhaftes Interesse zeigte. Zugleich sprach er den Wunsch aus, daß der Professor ihm doch einige neuere Dramen vorschlagen möchte, die sich zur Aufführung auf der Bühne eigneten, worauf während der Anwesenheit der hohen Herrschaften in dem Badeorte die Hofschauspieler ihre Vorstellungen gaben.

„Ich würde mir," erwiederte der Professor, „vor Allem erlauben, Ihre Königliche Hoheit auf das neue Trauerspiel „Erinna" aufmerksam zu machen. Dasselbe zeichnet sich ganz besonders durch seine dramatische Handlung und seinen poetischen Inhalt aus."

„Wie kommt es," fragte der Fürst den Legationsrath, „daß ich davon noch nichts gehört habe. Kennen Sie das Stück?"

Zu seiner Beschämung mußte diesmal der sonst allwissende Herr von Brendel seine Unwissenheit eingestehen, ebenso wie der gleichfalls anwesende Theaterintendant, der keine Ahnung von einem solchen Meisterwerk zu haben schien.

„Hat denn Niemand sonst das Drama gelesen?" forschte der Fürst, indem er sich im Kreise umsah. „Fräulein von Birken wird uns vielleicht Auskunft geben können, da sie, wie ich höre, sich lebhaft mit der neuesten Literatur beschäftigt. Können Sie uns nichts darüber sagen?"

„Ich," versetzte Hedwig sichtlich verwirrt, „ich weiß in der That nicht —"

„Es ist doch seltsam," unterbrach die Fürstin,

„daß in unserer Zeit, wo das Mittelmäßige mehr Beachtung findet, als es verdient, eine so bedeutende Erscheinung selbst den Gebildeten unbekannt bleiben kann.“

„Das liegt wohl daran,“ versetzte der Professor, „daß das Trauerspiel noch nicht im Buchhandel erschienen ist und nur als Manuskript versendet wird.“

„Eine seltene Bescheidenheit,“ bemerkte die Fürstin, „die mich in der That neugierig auf den Verfasser macht.“

„Ich vermuthe,“ entgegnete der Professor, „daß sich unter dem Schleier der Anonymität eine gottbegabte Dichterin verbirgt.“

„Um so interessanter,“ meinte der Fürst. „Mir genügt das Urtheil des Herrn Professors und seine so dringende Empfehlung, um das sicher höchst bedeutende Trauerspiel aufführen zu lassen. Unser Herr Generalintendant wird dafür Sorge tragen und weder Mühe noch Kosten scheuen, das Stück anzuschaffen und würdig auszustatten.“

„Ihre Königliche Hoheit können sicher darauf rechnen, daß Alles nach Ihrem Wunsch geschehen soll.“

„Und der Herr Professor,“ fuhr der Fürst ver-

bindlich zu diesem fort, „wird wohl die Güte haben, Sie mit seinem Rath zu unterstützen. Da es sich um antikes Leben handelt, so werden seine Angaben maßgebend für die Aufführung sein. Ich hoffe, daß Sie uns Ihren Beistand nicht versagen werden, lieber Professor.“

„Ich werde gern thun, was in meinen Kräften steht, um das schöne Werk zu fördern, da ich mich persönlich für den Verfasser interessire.“

„Sie sind also in das Geheimniß eingeweiht?“ fragte die Fürstin gespannt.

„Das eigentlich nicht,“ entgegnete der Professor ausweichend, „obgleich ich dem Drama nicht ganz fremd stehe, da sich der Verfasser brieflich an mich gewendet hat, ohne jedoch seine Anonymität aufzugeben.“

„Wer weiß,“ erwiederte der Fürst, „ob nicht die Aufführung des Trauerspiels uns die Gelegenheit giebt, den unbekannten Dichter zu entdecken. Vielleicht wird er den Schleier selbst fallen lassen, wenn sein Werk, wie ich voraussetzen darf, einen großen Erfolg auf unserer Bühne hat.“

„Möglicher Weise weilt er in unserer Nähe,

ohne daß wir es wissen," bemerkte der Professor, indem er gewiß nur zufällig die schöne Hedwig anblickte. —

Eine plötzliche Röthe bedeckte ihre zarten Wangen, während die muthwillige Bettina kaum ein schalkhaftes Lächeln zu unterdrücken vermochte und sie leise anstieß. Zum Glück kam ihr jetzt der Legationsrath zu Hilfe, indem er die gebotene Veranlassung benutzte, seine klassische Belesenheit zu zeigen. Mit dem ganzen Aufwand seiner Gelehrsamkeit verbreitete er sich über die griechischen Frisuren und Kleidertrachten, wobei er eine genaue Kenntniß der antiken Toilettenkünste zum Besten gab, die er dem seligen Hofrath Böttcher hauptsächlich zu verdanken hatte.

Während dieser Unterhaltung beobachtete Hedwig ein auffallendes Stillschweigen; sie schien zerstreut und vermied es besonders, den eigenthümlich forschenden Blicken des Professors zu begegnen. Erst beim Abschiede, als das Herrscherpaar die Gesellschaft huldvoll entlassen hatte, war es ihm vergönnt, sich ihr zu nähern, indem er die Damen mit seinem Freunde bis zu ihrem Wagen begleitete.

Der gewandte Arzt half der Geheimräthin und

der munteren Bettina beim Einsteigen mit zuvorkommender Galanterie. Auch der Professor bot Hedwig seine Dienste an; einen flüchtigen Augenblick ruhte sie auf seinem Arm, so daß er ihren heißen Athem fühlte und die Schläge ihres Herzens zu hören glaubte. Ein kaum merkliches Zittern ihrer Glieder und das bleiche Aussehen ihrer Wangen verrieth ihm unwillkürlich ihre innere Bewegung.

„Was fehlt Ihnen?“ flüsterte er besorgt.

„Nichts,“ erwiederte sie verlegen.

„Sie wollen mich täuschen.“

„Nein! Sie sollen Alles wissen, aber nicht jetzt, morgen auf der Promenade. Auf Wiedersehen!“ murmelte sie bestürzt.

Ueberrascht und verwirrt starrte er dem davoneilenden Wagen nach, bis der Freund ihn aus seinen Gedanken weckte und ihn wiederholt aufforderte, den Heimweg anzutreten.

Neuntes Capitel.

Mit Ungeduld erwartete der Professor den nächsten Morgen, wo er Hedwig zu begegnen hoffte. Gegen seine sonstige Gewohnheit beeilte er seine Toilette, wozu sich sein Begleiter die nöthige Zeit nahm, verwundert über die auffallende Unruhe und Hast des Freundes.

„Es ist ja erst fünf Uhr und keine Menschenseele auf der Promenade," sagte Arnold, der zum Verdruß des Professors vor dem Spiegel sich das Haar bürstete und den Bart sorgfältig ordnete. „Ich begreife nicht, was Dich heute so sehr treibt."

„Die Damen werden uns bereits erwarten." versetzte der Professor verlegen.

„Die Damen liegen sicher noch in Morpheus Armen und träumen von dem gestrigen Fest."

„Ich finde die Promenade in der Frühe am

schönsten, wenn sie noch nicht besucht wird und man sie ganz allein genießen kann."

„Und eben wolltest Du doch der Damen wegen so zeitig aufbrechen. Du verwickelst Dich in logische Widersprüche."

„Du bist wirklich heute unerträglich mit Deiner Langsamkeit und stellst meine Geduld auf eine harte Probe."

„Eile mit Weile!" erwiederte der Arzt, indem er den Knoten seines Halstuches mit verzweifelter Bedächtigkeit knüpfte und dazu eine bekannte Opernmelodie summte.

„Du kannst Einen wirklich zur Verzweiflung bringen," bemerkte der Professor verstimmt.

„Man möchte fast glauben, daß Du zu einem Rendezvous bestellt bist," erwiederte Arnold im scherzenden Tone.

Der Professor wendete sich verlegen ab und trat an das Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Der Himmel war mit Wolken bedeckt und drohte mit Regen, wodurch seine üble Laune nur noch vermehrt wurde, da er befürchten mußte, daß Hedwig von der Promenade dann fortbleiben würde. Seine ihm selbst

unerklärliche Spannung hatte den höchsten Grad erreicht, als endlich Arnold das ersehnte Zeichen zum Aufbruch gab, indem er seinen weißen Hut aufsetzte.

Als Beide die schönen Anlagen nach einigen Minuten erreichten, fanden sie dieselben noch auffallend leer. Nur einige eifrige Brunnentrinker sammelten sich nach und nach um die Quelle mit verdrießlichen Gesichtern und schlürften das heilkräftige Wasser, während die Badeusik einen schläfrigen Choral erschallen ließ.

Schweigend ging der Professor an der Seite seines Freundes in der Allee auf und ab, ohne wie sonst über die witzigen Bemerkungen des Arztes zu lächeln, womit dieser die vorüberziehende Gesellschaft musterte und besonders einige ausgezeichnete Staats-Hypochonder die Revue passiren ließ.

Zerstreut schweiften seine Blicke in der Richtung, von wo er die Damen erwarten durfte. So oft sich einige weiße Kleider zeigten, steigerte sich seine Unruhe, die er kaum zu verbergen im Stande war. Immer von Neuem getäuscht, gab er endlich die Hoffnung auf, Hedwig heute auf der Promenade zu

sehen und aus ihrem Munde das ihn in so hohem Grade interessirende Geheimniß zu vernehmen.

Was aber hatte sie ihm anzuvertrauen? Dieser Gedanke beschäftigte ihn jetzt so ausschließlich, daß er in ein tiefes Brüten darüber versank. Unwillkürlich nahm er den innigsten Antheil an dem Schicksal des schönen, hochbegabten Mädchens, das ihm mit jedem Tage bedeutender erschien. Die stille Trauer, die er in ihrem bleichen Gesichte, in ihren seelenvollen Augen zu lesen glaubte, erhöhte nur noch seine Sympathie für die holde Erscheinung.

Sollte sie den gethanen Schritt bereuen und sich unglücklich fühlen? Vielleicht beabsichtigte sie bei ihm Rath und Schutz gegen eine ihr aufgedrungene Verbindung mit dem ihr sicher nicht ebenbürtigen Verlobten zu suchen. Er selbst kannte aus eigener schmerzlicher Erfahrung, die Leiden und Qualen einer ungleichen Ehe, jene geistige Vereinsamung und Leere, die er vergebens zu bekämpfen suchte. Eine tiefe, durch seine Lage noch verschärfte Bitterkeit, verbunden mit dem innigsten Mitleid regte sich für sie in seinem Herzen.

Im Geiste sah er Hedwig an der Seite des

ungeliebten Mannes elend und gebrochen, ein Opfer der Verhältnisse, des schnöden Eigennutzes, der erbärmlichsten Familienrücksichten und der gesellschaftlichen Demoralisation.

Je lebhafter er sich dies Bild ausmalte, desto mehr interessirte er sich für das schöne Mädchen, desto ungeduldiger erwartete er ihre Gegenwart, um aus ihrem Munde die Bestätigung seiner Vermuthungen zu erfahren.

Seine Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht, als er am Eingange der Promenade die Damen leider aber in Begleitung des unvermeidlichen Legationsraths von Brendel erblickte, so daß er die Hoffnung aufgeben mußte, Hedwig allein zu sprechen.

Trotzdem zuckte ein Freudenstrahl über das ernste Gesicht des Professors und auch Arnold lächelte heiter, als ihn die muntere Bettina von Weitem grüßte.

„Wir haben schon die Hoffnung aufgegeben, Sie heute auf der Promenade zu sehen," sagte dieser zur Geheimräthin.

„Hedwig drang darauf, daß wir die Kur nicht versäumen, obgleich es jeden Augenblick regnen kann."

„Ich muß den Eifer loben. Im Nothfall fin-

den wir noch immer eine Zuflucht in der gedeckten Brunnenhalle."

„Nein!" versetzte die lustige Bettina. „In der Trampelbude halte ich es nicht aus. Ich scheue nicht den Regen und fürchte mich nicht, wenn ich auch naß werde. Wir sind ja nicht von Zucker und werden nicht von ein paar Tropfen schmelzen. Was meinen Sie, Herr Legationsrath?" fragte die Boshafte.

„Ich fürchte nur, daß die Damen sich erkälten werden und erlaube mir daher Ihnen vorzuschlagen, daß wir in der gedeckten Halle Schutz suchen, da ich schon einige Tropfen fühle."

„O! an unserer Toilette ist nichts zu verderben. Mein Regenmantel ist wasserdicht."

„Und ich," fügte Hedwig hinzu, „liebe über Alles einen Spaziergang im Freien, wenn es regnet. Das erfrischt mich und ich athme mit Lust die erquickende Kühle."

„Eine seltsame Passion," versetzte die Geheimräthin. „Ich für meine Person ziehe es vor, im Trockenen zu gehen; will Euch jedoch nicht hindern, naß zu werden, wenn es Euch ein so großes Ver=

gnügen macht. Herr von Brendel wird wohl die Güte haben, mich in die Halle zu begleiten."

„Und uns," entgegnete Bettina, „werden die Herren Gesellschaft leisten. A revoir, liebe Mama!"

Während der poetische Legationsrath der Geheimräthin seinen Arm bot, obgleich er lieber mit der jungen Welt gegangen wäre, wenn dies seine Galanterie und sein Rheumatismus gestattet hätten, schlugen die beiden Paare ihren Weg nach dem schattigen Theil der Promenade ein, wo sie unter den dichtbelaubten Linden hinlänglichen Schutz fanden.

War es Zufall oder Absicht, daß Bettina mit dem Arzt einige Schritte zurückblieb, so daß Hedwig und Römer ganz ungestört und ohne Zeugen mit einander sprechen konnten. Einige Augenblicke gingen Beide schweigend neben einander her, als ob sie sich scheuten, die inhaltsschwere Unterhaltung zu eröffnen. Melodisch rieselte der milde Regen durch das grüne Laub und berauschend dufteten die erfrischten Blumen. Hedwig kämpfte sichtlich in ihrem Innern, während der Professor beklommen und gespannt ihren vertraulichen Mittheilungen entgegensah.

„Die äußerste Noth," sagte sie nach einer län-

geren Pause, „und die Achtung, die Sie mir eingeflößt, entschuldigt den Schritt, den ich vorhabe. Sie werden das Geheimniß, das ich Ihnen anvertraue, treu bewahren und mir gewiß Ihren Beistand nicht versagen.“

„Sie dürfen sich auf mich verlassen, mein Fräulein!“ betheuerte der Professor. „Was Sie auch von mir verlangen werden, will ich mit Freuden thun, wenn dies in meinen Kräften steht. So kurz auch unsere Bekanntschaft ist, so können Sie mich doch zu Ihren ergebensten Freunden zählen.“

„Das weiß ich und darum habe ich mich auch an Sie gewendet. Sie ahnen sicher nicht, zu wie großem Dank Sie mich schon verpflichtet haben. Noch bevor ich Sie persönlich kennen gelernt, gaben Sie mir die vielfachsten Beweise der innigsten Theilnahme, Ihres Edelmuths.“

„Sie sprechen in Räthseln, da ich in der That nicht weiß —“

„O!“ rief Hedwig schwärmerisch. „Sie allein weckten den schlummernden Funken in meiner Seele; Sie flößten mir Muth und Vertrauen ein, leiteten mich auf den rechten Weg und stützten mich, wenn

mich die eigene Kraft verließ. Ihre Worte nährten die Gluth der Begeisterung in meinem Herzen wie das heilige Oel die ersterbende Lampe. Ihnen allein schulde ich, was ich geworden bin."

„Sie beschämen mich durch ein Lob, das ich in keiner Weise verdient zu haben glaube."

„Und doch waren Sie mir das Alles und noch mehr. Aus ihren Briefen schöpfte ich die reichste Belehrung, die Sie mir, ohne mich zu kennen, in der humansten Weise gewährten. Nie werde ich den innigen Antheil vergessen, den Sie mir und meinen Arbeiten bezeigten, als ich mich in meiner gänzlichen Verlassenheit an Sie wendete."

„Wie!" rief der Professor von einer freudigen Ahnung durchzuckt. „Sie, Hedwig, Sie selbst sind die Schreiberin jener interessanten, mir so werthvollen Briefe, Sie die Verfasserin der „Erinna"?

„Ich bin es," versetzte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Und das konnten Sie mir verschweigen," erwiederte er vorwurfsvoll, „mich so lange in Ungewißheit darüber lassen!"

„Zürnen Sie mir nicht!" bat sie mit rührender

Stimme. „Mehr als einmal stand ich schon im Begriff, Ihnen Alles zu gestehen. Aber eine mir selbst unerklärliche Scheu, die Furcht vor Mißdeutung, die geringe Meinung, die ich von meinem Talent hatte, hielten mich zurück. Das Bewußtsein, Ihre Theilnahme erweckt zu haben, genügte mir, der Besitz Ihrer Briefe war mein höchster Schatz. Ich wußte ja, daß Sie ohne jede Rücksicht sich für mich interessirten und eine bessere Meinung von mir hatten, als ich verdiene. Ich wollte dies schöne Verhältniß nicht durch persönliche Beziehungen möglicher Weise getrübt sehen, besonders, da ich bei Ihnen ein allgemein verbreitetes Vorurtheil gegen schriftstellernde Frauen voraussetzte. Ich träumte von einem rein geistigen, ideellen Bündniß, von einer reinen Freundschaft, welche in der Welt so selten gefunden wird."

„Und doch beruht jede Freundschaft vor Allem auf gegenseitigem Vertrauen."

„Daran fehlte es mir nicht, aber wohl an dem nöthigen Muth, Ihnen mein Geheimniß zu entdecken. Erst als Sie mit so warmen Worten der schmeichelhaftesten Anerkennung mein Trauerspiel dem Fürsten empfahlen, fühlte ich die Verpflichtung, Ihnen gegen-

über wenigstens den Schleier fallen zu lassen. Können Sie mir mein bisheriges Stillschweigen verzeihen?"

„Von ganzem Herzen," versetzte der Professor, indem er zur Bekräftigung ihre Hand ergriff, die sie ihm willig überließ. „Ihr Bekenntniß hat nur meine Achtung für Sie erhöht und mich mit einer unaussprechlichen Freude erfüllt. Sagen Sie mir nur, womit ich Ihnen dienen kann."

„Zunächst," erwiederte Hedwig, „dadurch, daß Sie das Ihnen von mir vertraute Geheimniß meiner Autorschaft vor aller Welt bis nach der Aufführung meines Trauerspiels bewahren. Sie werden gewiß diese Scheu vor der Oeffentlichkeit in meiner Lage nur natürlich finden. Ich bin von meiner Familie abhängig, die Verlobte eines Mannes, der meine Bestrebungen, wie ich glaube, nicht theilt. Ein Mißglücken dieses gewagten Versuches würde mir mit Recht Vorwürfe von allen Seiten zuziehen."

„Das haben Sie nicht zu befürchten," versetzte der Professor. „Ich möchte mich für den Erfolg mit Sicherheit verbürgen."

„Auch in diesem Falle wünsche ich meine Anonymität beizubehalten. Ich bin nicht eitel und geiz-

nicht nach Ruhm. Mir genügt das Urtheil eines Freundes, den ich hoch verehre. Außer Ihnen weiß nur noch meine Cousine Bettina um mein Geheimniß, das ihr nicht verborgen bleiben konnte. Ich selbst habe an die Möglichkeit der Aufführung nie gedacht und gestehe Ihnen, daß ich nicht wenig davon überrascht worden bin. Deshalb habe ich mich an Sie gewendet und Ihnen Alles eingestanden, da ich sonst keinen Menschen habe, dem ich mich anvertrauen kann. Sie allein können und müssen mir beistehen, da ich selbst nicht hervortreten und mich an der Vorstellung betheiligen darf. Da einmal ohne mein Zuthun dieser Schritt geschehen, so sind Sie gewissermaßen verpflichtet, meine Interessen wahrzunehmen und mir mit Ihrem Rath beizustehen."

Das versprach der Professor mit einem Eifer und einer Wärme, die Hedwig nicht an seiner Gesinnung und an seinem ernsten Willen zweifeln ließen. Freudig übernahm er im Verein mit dem Intendanten und dem Regisseur des Theaters die nöthigen Abkürzungen und Veränderungen zu veranlassen, um Ihrem Drama eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Natürlich fühlte er sich gedrungen, für jede derartige

Verbesserung die Bewilligung und das Einverständniß der Verfasserin einzuholen, obgleich sie ihm ein und für allemal zu diesem Zweck die vollste Freiheit gegeben hatte.

Unter solchen Verhältnissen gestalteten sich die bisher zufälligen Begegnungen zu verabredeten Zusammenkünften und gewannen den Reiz des Geheimnißvollen. Fast täglich hatte der Professor eine neue, wichtige Mittheilung, einen beherzigenswerthen Vorschlag zu machen, über den Fortgang der Proben zu berichten, über die Decorationen und Costüme mit Hedwig zu berathen.

Da Niemand und am wenigsten die Geheimräthin etwas erfahren sollte, so waren Beide genöthigt zu der größten Vorsicht, selbst zu kleinen Listen ihre Zuflucht zu nehmen, wobei die muntere Bettina als Eingeweihte und Dritte im Bunde redlich half, indem sie nie um eine schlaue Auskunft verlegen war und als ächte Eva'stochter daran ihr Vergnügen fand, die Welt und selbst auch ihre Mutter zu täuschen.

Wenn die mündlichen Besprechungen nicht ausreichten und durch die Dazwischenkunft Dritter, vor-

zugsweise durch die häufige Anwesenheit und Zudringlichkeit des poetischen Legationsraths gestört wurden, so trat an deren Stelle der schriftliche Briefwechsel, der von Neuem dem Professor eine unaussprechliche Freude gewährte, da sich derselbe nicht lediglich auf fachliche Mittheilungen und theatralische Angelegenheiten beschränkte.

Selbstverständlich mußte ein solcher Verkehr mit jedem Tage inniger und vertraulicher werden, so daß die bisherigen Schranken immer mehr fielen und an die Stelle der bisherigen Förmlichkeit eine herzliche Offenheit trat, ohne jedoch die gegenseitige Achtung zu beeinträchtigen.

Unterdessen waren die Proben des neuen Dramas so weit vorgerückt, daß die Aufführung festgesetzt werden konnte. An dem bestimmten Tage versammelte sich in dem kleinen, höchst geschmackvollen Theater eine ebenso auserlesene, als interessante Gesellschaft, meist zu der Vorstellung geladene Gäste und gebildete Kunstfreunde.

In der vergoldeten Hofloge erschien der Fürst an der Seite seiner hohen Gemahlin, umgeben von seinem Hofstaate, unter dem besonders Herr von

Brendel, das Orakel dieses Kreises, hervorragte. Der ganze erste Rang wurde von der Elite des Bades, von der Aristokratie und der höheren Beamtenwelt eingenommen. In ihrer Mitte saß die Geheimräthin, so nahe als möglich der fürstlichen Loge, wofür der galante Legationsrath zuvorkommend gesorgt hatte.

Als Folie und Einfassung dienten der noch immer schönen, besonders durch ihre geschmackvolle Toilette gehobenen Frau ihre beiden jugendlichen Begleiterinnen, so daß die Damen die allgemeine Aufmerksamkeit erregten, wodurch sich die Eitelkeit der Geheimräthin nicht wenig geschmeichelt fühlte.

Nur mit der höchsten Anstrengung vermochte die schöne Hedwig ihre natürliche Aufregung und innere Unruhe zu bemeistern, obgleich sie sicher auf die Verschwiegenheit des Professors und auf die Bewahrung ihres sorgfältig gehüteten Geheimnisses rechnen durfte. Ein Blick des Letzteren, der neben dem Arzt seinen Platz in der vordersten Reihe des Parquets gefunden hatte, suchte ihr Muth und Vertrauen einzuflößen. Trotzdem konnte sie sich eines leisen Bebens, einer sichtbaren Bangigkeit nicht erwehren, die sie vergebens zu bekämpfen suchte.

Zu all' den Qualen des dramatischen Dichters, der seine erste Probe vor dem launischen Publikum zu bestehen hat, gesellte sich noch die Furcht vor den Folgen einer ihr in vielfacher Beziehung peinlichen und unangenehmen Entdeckung. Je näher der entscheidende Augenblick heranrückte, desto heftiger pochte ihr Herz, desto fieberhafter schlug ihr Puls.

Bleich, mit niedergeschlagenen Augen, als hätte sie ein Verbrechen begangen, als ginge sie ihrer Hinrichtung entgegen, saß sie neben der munteren Bettina, welche ihre eigene Angst hinwegzuspotten und unter Scherz und Lachen zu verbergen suchte.

„Nimm Dich zusammen," flüsterte sie der angebeteten Freundin zu. „Du wirst Dich noch verrathen."

„Du hast keine Ahnung, was ich leide. Ich hätte niemals meine Zustimmung geben sollen."

„Jetzt ist es zu spät. Du wirst sehen, daß Alles gut gehen wird. Mein Herz sagt mir, daß Deine Erinna einen großen Triumph feiern wird, tröstete Bettina die zagende Hedwig.

„Und wenn auch," seufzte sie, das schöne Haupt traurig schüttelnd. „Mein Schicksal ist unabänderlich."

Gerade als Bettina nach dem Sinn dieser ihr räthselhaften Worte fragen wollte, gab der Musikdirektor das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre, die er eigens zu dem Drama componirt und reichlich mit Reminiscenzen an Mendelssohns Musik zur Antigone ausgestattet hatte.

Die lebhafte Unterhaltung des Publikums verstummte und mit sichtlicher Spannung blickten die Zuschauer auf die Bühne, welche den Palast des Dionyses darstellte, rings von herrlichen Gärten umgeben, in denen die von dem Tyrannen eingeladenen Denker und Dichter in philosophischem Gespräche auf und nieder wandelten.

Das Interesse der Zuschauer wuchs zusehends mit dem Fortschreiten der dramatischen Handlung, welche noch durch den poetischen Reiz der schönen Sprache gehoben wurde. Die Charaktere entwickelten sich immer klarer und bestimmter, vor Allen fesselte der jugendliche Plato die Aufmerksamkeit durch die Fülle großer und erhabener Gedanken, welche seinen Lippen entströmte. Der Gegensatz zu ihm bildete der Tyrann, dessen scharfe, markige Zeichnung einen männlichen Geist verrieth.

Erst im zweiten Akt trat die eigentliche Heldin des Dramas mehr in den Vordergrund. Ihre ganze jungfräuliche, dichterische Erscheinung nahm sogleich alle Herzen für sie ein, der Monolog, worin sie ihre verschwiegene Liebe zu dem Philosophen ahnen ließ und das wunderbar ergreifende Zwiegespräch mit Plato wurde mit dem größten Beifall aufgenommen und lebhaft von allen Seiten beklatscht.

Der Fürst, welcher selbst das Zeichen zum Applaus gegeben, schickte den Legationsrath an den Professor ab, um diesem in den gnädigsten Ausdrücken seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben und auch den Darstellern, die es nicht an ihrem Fleiße fehlen ließen, einige aufmunternde Worte zu sagen. Pflichtschuldigst war der ganze Hof entzückt und von allen Seiten hörte man nur Aeußerungen der höchsten Bewunderung.

Hedwig selbst wagte kaum aufzublicken, als in ihrer Nähe das neue Trauerspiel in der überschwänglichsten Weise gelobt und gepriesen wurde. Die von dem Triumph der Freundin ganz überraschte Bettina vermochte nur mit der größten Anstrengung ihren hervorbrechenden Jubel zu unterdrücken, während die

Geheimräthin ihre Kritik hier und da geltend machte, um ihre Ueberlegenheit zu zeigen.

Im dritten Akt steigerte sich der dramatische Conflict zu einer wahrhaft erschütternden Wirkung, indem der Tyrann seine bisherige Maske fallen ließ und seine wahre Natur in einem erschreckenden Ausbruch seiner wilden Leidenschaft verrieth.

Der Widerstand Erinna's gegen seine wahnsinnige Liebe, ihr Schmerz, ihre Angst um den bedrohten Plato, der von ihrer Neigung keine Ahnung zu haben schien, ihr innerer und äußerer Herzenskampf im Verlauf der Handlung versetzte die Zuschauer in eine tiefe, in diesen Kreisen selten gefühlte Aufregung.

In den Augen der sentimentalen und leicht gerührten Fürstin wurden Thränen bemerkt und sämmtliche Hofdamen hielten es für ihre Pflicht, ihre Taschentücher zu benetzen und dem Beispiele ihrer erlauchten Herrin so gut als möglich zu folgen, als die arme Erinna, ihren Leiden erliegend, mit dem Namen „Plato's" auf den bebenden Lippen, ihre Seele auf der Bühne aushauchte.

Nachdem der Vorhang gefallen war, erhob sich ein wilder Beifallssturm, wie er nur selten in diesen

Räumen gehört wurde. Sämmtliche Darsteller und auch der anonyme Dichter, der den Namen „Ryan" angenommen hatte, wurden wiederholt und so lange gerufen, bis der Regisseur erschien, um für den unbekannten Verfasser zu danken.

Der unerwartete Erfolg, die vorangegangene Aufregung waren zu groß für Hedwigs Kraft und überstiegen ihre Selbstbeherrschung. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und sank mit geschlossenen Augen in die Arme Bettina's, die in der Verwirrung des Augenblicks, vor Schreck und Freude das bisher so sorgsam behütete Geheimniß sich entreißen ließ und zunächst der über diesen Zwischenfall bestürzten Geheimräthin und den nächstbefindlichen Damen dasselbe verrieth.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von Mund zu Mund, bis sie zu den Ohren des fürstlichen Paares drang.

Als Hedwig aus ihrer kurzen Betäubung erwachte, sah sie sich als berühmte Dichterin umringt von zahlreichen, glückwünschenden Freunden und Bekannten, unter denen vor Allen der Fürst und die

Fürstin sie mit den huldvollsten Worten auszeichneten.

Bleich und stumm wie im Traum nahm sie die ihr von allen Seiten dargebrachten Huldigungen entgegen, nur als der Professor sich ihr näherte, reichte sie ihm mit einem schwachen Lächeln des Dankes ihre vor innerer Bewegung noch zitternde Hand.

Zehntes Capitel.

Seit dem denkwürdigen Abend, wo Hedwig einen so großen Triumph gefeiert, war sie und ihr neues Drama das Gespräch der ganzen Badewelt, sie selbst der Gegenstand einer ihr in mehr als einer Beziehung lästigen Aufmerksamkeit, so daß sie hinlänglich die Schattenseiten der dichterischen Berühmtheit kennen lernte.

Zunächst sah sie ihr bisheriges Verhältniß zu der eitlen Geheimräthin einigermaßen getrübt. Obgleich dieselbe nicht wenig stolz auf ihre nahe Verwandtschaft mit der gefeierten Verfasserin der Erinna war, so konnte sie doch nicht so leicht Hedwigs Stillschweigen über ein so wichtiges Geheimniß verzeihen.

Die eitle Frau fühlte sich verletzt durch den Mangel an Vertrauen von Seiten der von ihr abhängigen Nichte und machte ihr einen Vorwurf

daraus, daß sie eben so wenig wie alle Uebrigen von dem Talente der ihr so nahe stehenden Dichterin eine Ahnung hatte.

Noch weniger konnte die Geheimräthin den Gedanken ertragen, daß sie gewissermaßen in ihrer eigenen Nichte eine gefährliche Nebenbuhlerin erhalten hatte. Gewohnt daran, die erste Rolle zu spielen und in ihrem Kreise verehrt und angebetet zu werden, mußte sie sich jetzt mit dem zweiten Platz begnügen und der neu aufgegangenen Sonne weichen, deren heller Glanz auf sie zurückstrahlte.

Schon am nächsten Morgen erschien der Legationsrath von Brendel mit einem höchst schmeichelhaften, fürstlichen Handschreiben, worin das hohe Paar mit den freundlichsten Worten seine Anerkennung aussprach, unter Hinzufügung eines kostbaren Schmuckes und der großen, am Bande zu tragenden, goldenen Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft.

Aus eigenem Antriebe hatte der Ueberbringer selbst seine Bewunderung für die Dichterin in einem zierlichen Sonnette ausgedrückt, worin er Hedwig als wieder erstandene Erinna in überschwänglichen Ausdrücken verherrlichte und feierte. Auch von verschie-

denen anderen hochgestellten Damen und Herren fehlte es nicht an Glückwünschen, duftenden Billeten, an gereimten und ungereimten Zusendungen, an Lorbeerkränzen, Bandschleifen und Blumenspenden für ihren Toilettentisch.

So oft sich Hedwig jetzt in den ersten Tagen nach der Aufführung ihres Dramas auf der Promenade, am Brunnen, oder sonst an einem öffentlichen Orte zeigte, sah sie sich von einem Schwarm zudringlicher Verehrer ihres Talents, oder vielmehr ihres Erfolges umringt. Man zeigte sich gegenseitig die berühmte Schriftstellerin, begrüßte sie, man ließ sich ihr vorstellen und überhäufte sie mit Artigkeiten, denen sie sich nicht zu entziehen vermochte.

Um dem ihr lästigen Aufsehen zu entgehen, hielt sie sich so viel als möglich zurückgezogen; des Morgens wählte sie die abgelegensten Wege, wo sie wenigstens frei athmen durfte. Aber auch bis in diese schattigen, verschwiegenen Gänge des Parkes verfolgte sie das zahlreiche Heer ihrer Bewunderer, denen sie nicht ganz ausweichen konnte.

Fast täglich erhielt sie Briefe, worin sie bald um ein Autograph von ihrer Hand, bald um eine

Schleife oder um eine Locke von schwärmerischen Backfischen und begeisterten Primanern dringend gebeten wurde. Ganze Stöße von Albumblättern lagen auf ihrem Tisch. Theaterdirektoren und Theateragenten machten ihr glänzende Anerbietungen, Kritiker gaben ihre Karte bei ihr ab und waren höchst empört, wenn sie nicht von ihr angenommen wurden. Klassische Pedanten schickten ihr langathmige Abhandlungen über das antike Drama, strotzend von griechischen und römischen Citaten und fromme Seelen forderten sie auf, dem gottlosen Heidenthum zu entsagen und sich das nächste Mal der religiösen Poesie einzig und allein zu widmen.

Alle diese Zeichen eines großen Triumphes waren ihr zwar nicht gleichgiltig, aber sie vermochten nicht ihre Bescheidenheit zu blenden. Der ungeahnte Erfolg verwirrte und betäubte sie weit mehr, als daß sie sich dadurch erfreut und befriedigt gefühlt hätte.

Wider Willen sah sie sich aus ihrer gewohnten Ruhe gerissen, die innere Harmonie ihrer beschaulich sinnigen Natur bedroht und der ganzen stillen Sphäre entrückt, in der sie bisher zwar unbekannt, aber glücklich in befriedigender Abgeschlossenheit gelebt hatte.

Die Oeffentlichkeit, der sie sich mit einem Mal preisgegeben sah, erschreckte und beunruhigte sie, so daß sie das schöne Gleichgewicht, ihre bisherige Sicherheit verlor. Es schien ihr, als ob der Boden unter ihren Füßen wankte, als ob sich vor ihr eine tiefe Kluft öffnete.

Mit einem Schlage war nun ihre Lage verändert, erschien ihr die ganze Welt in einem fremden, ungewissen Lichte. Sie gehörte nicht mehr sich selbst an, da sie die Schranken ihres Daseins durchbrochen, den Rubikon ihres Frauenlebens überschritten, und doch konnte sie nicht mehr zurück, selbst wenn sie gewollt hätte.

In dieser Stimmung empfand sie jetzt doppelt das Bedürfniß nach einer festen Stütze, nach einem kräftigen Halt, aber weder die in ihrer Eitelkeit verletzte Geheimräthin, noch die sonst ihr innig befreundete und von Herzen ergebene, aber unerfahrene Bettina konnten ihr die nöthige Hilfe bieten.

Ihr Verlobter aber, dem sie sogleich ihren Erfolg mitgetheilt, schien, wie aus seiner Antwort hervorging, sich zwar mit ihrem Triumph zu freuen, aber die Tragweite desselben nicht zu ahnen, während

die würdige Großmutter und die Tante mit ihren Glückwünschen ihre Bedenken und Befürchtungen über den gewagten und ungewöhnlichen Schritt, wenn auch mit zarter Schonung, ihr nicht vorenthielten.

Nur bei dem Professor fand sie, was sie bei ihren nächsten Angehörigen vermißte, ein inniges Verständniß für ihre eigenthümliche Lage, für ihre geistigen Kämpfe, Wünsche und Bedürfnisse. Ihm allein durfte sie ihre geheimen Gedanken anvertrauen, ohne Furcht von ihm mißverstanden zu werden.

Sein Alter, seine Stellung und anerkannte Gesinnung boten ihr die nöthige Sicherheit und schlossen jeden Verdacht aus. Man mußte es nur natürlich finden, daß die Dichterin der Erinna mit dem berühmten Alterthumsforscher im freundschaftlichen Verkehr stand, und daß Beide wie dies häufig geschah, auf ihrem Morgenspaziergang in dem Park des Bades sich bald in größerer Gesellschaft bald allein begegneten und im lebhaft angeregten Gespräch auf- und niedergingen.

Beide liebten nicht die große Menge, das laute Geräusch der Promenade, während die Geheimräthin und Herr von Brendel das Schauspiel der sich prä-

sentirenden Badewelt, den Glanz des Hofes, die Berührung mit den hervorragenden Persönlichkeiten des Tages, den Umgang mit den vornehmen und aristokratischen Kreisen nicht entbehren wollten und konnten. Dagegen fühlte auch die sonst so lebenslustige und heitere Bettina seit einiger Zeit den Wunsch nach Einsamkeit, der merkwürdiger Weise auch von dem frohsinnigen Arzt getheilt wurde. So kam es, daß Hedwig jetzt öfters als sonst auf der Promenade sich mit dem Professor allein fand und auf ihn fast ausschließlich angewiesen war. Dadurch gewann sowohl ihr Umgang, wie ihr Gespräch eine früher nicht gekannte Tiefe und Bedeutung, frei von jedem Zwang und von jeder Rücksicht, welche ihnen sonst die Gesellschaft Dritter auferlegte. Bald zwischen den schattigen Bäumen auf- und niederwandelnd, bald auf einer Bank sich niederlassend, genossen sie in solchen ungestörten Augenblicken des geistigen Verkehrs eine unaussprechliche Seligkeit.

Rings umher herrschte die tiefste Stille, eine wohlthuende Ruhe; nur gedämpft vernahmen sie das Geräusch der fernen Welt und die verhallenden Me-

lodien der Bademusik, wie Grüße aus dem Reich der seligen Geister. In dem grünen Laub rauschte der frische Morgenwind. Die Rosen blühten und der Jasmin hauchte seine berauschenden Düfte. Vor ihren Blicken breitete sich die herrliche Landschaft aus, das blaue Gebirge, die grünen Hügel, der silberne Strom, von den Strahlen der goldenen Sonne beleuchtet, hell zu ihnen aufblitzend. Ueber ihrem Haupte wölbten sich die Zweige der blühenden Linden zu einer verschwiegenen Laube, von dem Gesang der Vögel und dem süßen Murmeln der Honig suchenden Bienen erfüllt.

Aus grünen Büschen schimmerten weiße Marmorbilder und ein rauschender Spingbrunnen stieg vor ihnen zum Himmel auf, gleich einem Genius mit azurnen Schwingen. Sie selbst aber saßen in seliger Selbstvergessenheit wie abgeschiedene Geister auf einer glücklichen Insel, weitab von dem Treiben der gewöhnlichen Menge.

In solcher Stille und Umgebung, fern von jeder Störung und der Gegenwart Uneingeweihter, nahm auch ihr Gespräch unwillkürlich einen höheren Flug, die Herzen erschlossen sich und ihre Seelen begegneten

sich in dem unendlichen Reiche großer Gedanken und heiliger Ideen.

Leben und Kunst, die Heroen der Vergangenheit, die Genien der Menschheit, die erhabenen Geister ferner Jahrhunderte, berühmte Männer und Frauen schwebten an ihnen im leuchtenden Zug vorüber und gesellten sich zu ihnen in ihrer beglückenden Einsamkeit.

Es war ein Gottesdienst, der sie vereinigte, eine Art Morgenandacht in freier Natur, die sich ihnen zum Tempel verwandelte, ein Cultus des Genius, der Schönheit und der Poesie.

Die Unterhaltung, welche sich meist nur auf einen Austausch der Gedanken beschränkte, schloß keineswegs den persönlichen Antheil aus, ja erhöhte nur denselben und bildete gleichsam das unsichtbare Band, das sie mit jedem Tage fester einte, den Grundton dieser selten reinen Harmonie.

Ohne sich von ihren Gefühlen Rechenschaft zu geben, ohne ihre gegenseitigen Empfindungen und Verhältnisse zu berühren, hatten Beide das innigste Verständniß für ihre Stimmungen, Erlebnisse und die feinsten Schwankungen der Seele, wie sie nur lang-

jährige und die vertrautesten Freunde zu haben pflegen. Unbewußt standen sie gewissermaßen in einem magnetischen Rapport, der sich in unsichtbaren Schwingungen von Einem zu dem Andern fortpflanzte, ohne daß sie der Worte bedurften, um sich ihre Gedanken mitzutheilen.

„Sie leiden," sagte der Professor theilnehmend zu ihr. „Seit einigen Tagen scheinen Sie mir traurig und gedrückt. Darf ich fragen, was Ihnen fehlt?"

„Ich weiß nicht," versetzte Hedwig mit niedergeschlagenen Blicken, „ob ich Ihnen noch danken soll, daß Sie mich meiner friedlichen Verborgenheit entrissen haben, da ich zu der Erfahrung gelangt bin, daß man ebenso wenig ungestraft unter dem Lorbeer wie unter Palmen wandeln darf."

„Das fürchte ich nicht. Ein Geist wie der Ihrige wird den Lorbeer stets mit Würde tragen; er wird Sie zieren und die ihm von den Alten zugeschriebene heilige Kraft auch an Ihnen bewähren, das geweihte Haupt vor den Blitzen des Himmels schützen."

„Und doch kann ich mich nicht des Gedankens erwehren, daß mir ein Unglück droht, daß

ich Unrecht gethan habe, mich an die Oeffentlichkeit zu wagen. Der Mann darf und muß der Stimme des Genius folgen, die Frau soll sich den Lockungen des Rufes verschließen, wenn sie nicht den inneren Frieden verlieren will."

„So kann nicht die Dichterin der Erinna denken," entgegnete der Professor mit sanftem Vorwurf.

„Sie vergessen die hundertfachen Rücksichten, die das Weib zu nehmen hat, die Bande, welche sie fesseln, die Schranken, von denen sie beengt wird, die Ansprüche der Familie, unter deren Obhut sie steht, das Urtheil oder vielmehr das Vorurtheil der Welt, von der sie mehr oder minder abhängig ist. Das Alles drängt sich erst jetzt mir mit furchtbarer Klarheit auf, erschreckt und verwirrt mich. Eben weil meine Heldin den Kreis verlassen, den Natur und Sitte um die Frau gezogen, mußte sie tragisch enden und für ihre Schuld büßen."

„Und doch hat, wie ich jetzt durch Sie weiß, das Weib denselben Anspruch auf Freiheit und Entwicklung ihres Geistes wie der Mann, dem sie sich ebenbürtig zur Seite stellen darf. Sie selbst haben mich belehrt, daß es auch in unserer Zeit Frauen

giebt, die gleich jenen herrlichen Erscheinungen des Alterthums berufen sind, die höchsten Ideen in sich aufzunehmen und die Gedankenwelt und Arbeit der besten Männer zu theilen, wenn sie auch gegenwärtig nur noch zu den Ausnahmen zählen."

„Und sie werden stets nur Ausnahmen bleiben und darum verkannt, geschmäht, verleumdet und verspottet, ein unglückliches, trauriges Dasein führen. Die Welt verzeiht keiner Frau, daß sie über das Gewöhnliche sich erhebt, das Vorurtheil tritt ihr überall entgegen und selten findet sie den Mann, der sie versteht und ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt, noch seltener aber einen wahren Freund."

„Ihr Unmuth macht sie ungerecht. Ich selbst kenne nichts Schöneres und Höheres als eine solche Freundschaft zwischen den verwandten Geistern, gleichgiltig welchem Geschlecht sie angehören."

„Aber die Welt hält ein derartiges Verhältniß zwischen Mann und Frau nicht möglich," versetzte Hedwig mit einem trüben Lächeln.

„Was kümmert uns die Welt?" entgegnete Römer mit leuchtenden Blicken. „Nur die Auserwählten sind fähig, das Göttliche zu erfassen, das himmlische

Mysterium zu begreifen, das den Uneingeweihten ewig verschlossen bleibt. Ja," fuhr er begeistert fort, „ich bin fest überzeugt, daß es eine solche Freundschaft giebt, die alle Wonne und Seligkeit der Liebe in sich vereint, ohne die Qualen und Schmerzen der verzehrenden Leidenschaft. Kein irdisches Verlangen, keine niedere Begierde trübt den reinen Sinn und der hohe Geist genießt die höchsten Freuden des Daseins, das vollkommenste Glück, ohne Reue, ohne Ueberdruß. Kein Mißtrauen, keine Eifersucht stört das schöne Bündniß der Seelen, das ewig unvergänglich und unsterblich ist wie sie, während jede auch noch so glühende Liebe, weil sie irdisch ist und der Sinnenwelt entsteigt, erst sterben muß, um in der Freundschaft wieder aufzublühen und ihre Auferstehung zu feiern."

„O, daß Sie wahr sprächen!" rief sie, hingerissen von seiner Begeisterung, „daß Ihr schöner Traum mehr als Traum wäre!"

„Und warum ein Traum?" fragte er bewegt. „Was die Besten aller Zeiten gedacht, ersehnt, gelehrt und ausgesprochen, ist kein Traum, sondern höchste Wahrheit. Der Dämon eines Sokrates, die

Seelenfreundschaft Plato's, die himmlische Liebe des Erlösers sind die Ideen, in denen sich die Gottheit offenbart; sie sind ewig, sie schwinden nicht, sie leuchten wie die Sterne in verschwiegener Nacht, wenn auch dem gewöhnlichen Auge verborgen und unsichtbar. Um sie zu schauen in ihrer ganzen Herrlichkeit, müssen wir wie die Astronomen in die dunkle Tiefe, in die Tiefe unserer Seelen niedersteigen. Da erst finden wir die Ideale, jene schönere Welten wieder und mit Entzücken lauschen wir den Harmonien jener goldenen Sphären, die sich nach ewigen Gesetzen gegenseitig anziehen und ihre strahlenden Bahnen wandeln, ohne sich zu berühren und doch so innig mit einander verbunden, daß die leiseste Erschütterung die feinste Schwingung von einem Pol zum andern fliegt, ein Bild jener Freundschaft, die wie ein zwingendes Naturgesetz die verwandten Geister durch die Liebe bindet, frei von jeder Leidenschaft, ohne irdisches Verlangen und doch stärker als der Tod und mächtiger als die Hölle."

Berauscht lauschte Hedwig den Worten des Professors, der ihr in diesem Augenblick gleich einem jener großen Denker des Alterthums, gleich einem

gottbegeisterten Propheten erschien, welche einst das Evangelium der reinsten Liebe der Welt verkündigten. Voll Verehrung sah sie zu ihm empor mit einem Blick aus ihren tiefen, seelenvollen Augen, der wie ein goldner Sonnenstrahl sein Herz erhellte und ihn mit nie zuvor gekannter Wonne durchschauerte.

„Ich glaube, ich vertraue Ihnen," sagte sie tief ergriffen, „und gestehe, daß mich dieser Glaube glücklich macht, weil er mir eine Stütze für das Leben bietet."

„Freundin, Freundin meiner Seele!" jubelte er laut.

„Ja, wir wollen Freunde sein," erwiederte sie mit bezauberndem Lächeln, „Freunde in jener idealen Bedeutung des Wortes, die nur Wenige begreifen, Freunde im Leben und im Tode."

„Im Leben und im Tode," wiederholte er feierlich.

Zum schönen Bunde reichte Hedwig ihm die feine, weiße Hand, die er kaum mit seinen Lippen zu berühren wagte.

„Jetzt aber," mahnte sie, „lassen Sie uns gehen. Die Meinigen erwarten mich und werden unruhig über mein langes Ausbleiben sein."

„O, nur noch einen Augenblick," bat er. „Solche Momente kehren niemals wieder."

„Und doch wiegen sie ein ganzes Menschenalter auf. Sie sind ewig."

„Ewig!"

Es klang wie ein Schwur, wie ein heiliges Gelübde, das sie gegenseitig ablegten, ohne es auszusprechen.

Schweigend gingen sie jetzt neben einander her, als fürchteten sie durch Worte ihre Gefühle zu entweihen, bis sie am Ausgang des Parks die gewohnte Gesellschaft wiederfanden. Befremdend, fast verletzend berührte sie die wirkliche Welt, das äußere Leben, das nichtige Treiben der bunten Menge, diese eleganten Damen und Herren, all die Löwen und Löwinnen des Bades mit dem eitlen Gepränge, dem nichtssagenden Lächeln und den verbrauchten Redensarten.

Es war ihnen als ob sie aus einer höheren Welt, aus einem gottgeweihten Tempel auf den lauten Markt, aus dem Himmel auf die Erde getreten wären. Bald jedoch sahen sie sich, von allen Seiten umringt, begrüßt und angesprochen, in den Strom der Alltäglichkeit wieder hineingezogen.

Die Geheimräthin coquettirte, der Legationsrath witzelte, Bettina lachte und der Doktor scherzte mit dem muthwilligen Mädchen, mit dem er auf einem neckenden Kriegsfuß zu stehen schien, so daß Niemand selbst nicht die besten Freunde, ahnen konnten, wie tief bewegt und erschüttert Hedwig und der Professor waren.

Nur ihre strahlenden Augen, ihr stilles, seliges Lächeln verrieth das verborgene Glück, aber Niemand achtete darauf. Keiner fragte sie, was mit ihnen geschehen, und doch hatten sie vor wenig Augenblicken einen ewigen Bund geschlossen und in flüchtigen Momenten das Höchste erlebt und genossen.

Wonach ihr Herz sich so heiß gesehnt, das hatten sie gefunden, er das ihm ebenbürtige, geistig ihm verwandte Weib, sie den Mann, zu dem sie mit inniger Verehrung und Bewunderung, mit dem vollsten Vertrauen emporblicken konnte. Was kümmerte sie die Welt, die für eine solch' ideale Freundschaft weder Sinn noch Verständniß hatte? Sie hörten nicht, wenn und was mit ihnen gesprochen wurde und wenn sie gefragt wurden, antworteten sie wie im Traum.

„So in Gedanken, schöne Erinna!“ sagte der Legationsrath, sich Hedwig nähernd. „Sie sind gewiß mit einem neuen Werk beschäftigt, dem die Welt mit der höchsten Erwartung entgegensieht.“

„Sie irren, Herr Legationsrath! Ich dachte —“

„An ihren Schatz,“ lachte die muntere Bettina. „Woran soll ein Mädchen sonst denken, auch wenn sie eine Dichterin ist, wie Hedwig.“

„Aber Bettina!“ mahnte die Geheimräthin. „Wie kann man so kindisch sein!“

„Der Briefträger, der Briefträger!“ unterbrach die Ausgelassene das Schelten der Geheimräthin, welche aus nahe liegenden Gründen ihre Tochter noch immer als einen halberwachsenen Backfisch in den Augen der Welt gelten lassen wollte.

In der That erschien jetzt der von allen Seiten mit Sehnsucht erwartete Postbote, der zur bestimmten Stunde nach der Promenade die eingelaufenen Briefe an die ihm bekannten Badegäste zu vertheilen pflegte. Das muthwillige Mädchen eilte ihm entgegen und nahm aus seiner Hand die für die Geheimräthin bestimmten Zusendungen, nachdem sie die Adressen flüchtig eingesehen.

„Ein Liebesbrief, ein Liebesbrief!“ rief Bettina schon von weitem, das Schreiben hochemporhaltend, „aber leider nicht für mich, sondern für Hedwig. Da nimm, Du Glückliche!“

Mit leichtem Erröthen erbrach Hedwig das Couvert und las für sich, während Bettina mit dem schelmischen Köpfchen schalkhaft ihr über die Schulter guckte. Auch die Geheimräthin vertiefte sich, nachdem sie die Herren um Entschuldigung gebeten, in die ihr überreichten Briefe.

„Nun, was schreibt Dein Schatz?“ fragte Bettina.

„Wer wird denn so indiskret sein!“ schalt die Mutter. „Wann wirst Du endlich lernen, was sich schickt.“

„Es sind keine Geheimnisse,“ versetzte Hedwig entschuldigend. „Georg schreibt mir, daß er uns nächstens besuchen wird.“

„Und die Großmutter und Tante Klotilde?“

„Sind wohl und werden noch ausführlicher schreiben.“

„Wenn ich Dich nicht so sehr liebte,“ sagte Bettina leise, „so könnte ich Dich beneiden. Ich

denke mir das Wiedersehen mit dem Geliebten entzückend."

„Ich freue mich auch," versetzte Hedwig, jedoch in einem Ton, der ihren Worten zu widersprechen schien.

Bettina schüttelte verwundert das reizende Köpfchen, da dem lebhaften und so warm fühlenden Mädchen die Ruhe der Freundin bei einer solchen Nachricht unbegreiflich schien. Aber weder die Zeit, noch der Ort boten ihr die erwünschte Gelegenheit, nach dem Grund dieser ihr unerklärlichen Stimmung zu fragen, die ihr trotz ihres sorglos leichten Sinnes nicht entgangen war.

Die übrige Gesellschaft hatte das leise geführte Gespräch nicht beachtet, da grade in diesem Augenblick der Fürst mit seiner hohen Gemahlin vorüberritt und freundlich die Grüße der Badegäste nach allen Seiten erwiedernd, seinen gewohnten Morgenausflug nach der reizend gelegenen Thalmühle, einem der herrlichsten Punkte der an romantischen Schönheiten so reichen Gegend unternahm.

Die Geheimräthin fühlte plötzlich eine Sehnsucht nach der Natur und wünschte dem Beispiele des

hohen Paares zu folgen und ebendaselbst das Frühstück im Freien einzunehmen, in der Hoffnung, einen gnädigen Blick, oder ein huldvolles Lächeln bei der voraussichtlichen Begegnung zu erhaschen. Herr von Brendel war sogleich damit einverstanden und da auch die Uebrigen sich bereit erklärten, so wurde ihr Vorschlag mit allgemeiner Befriedigung angenommen.

Elftes Capitel.

Mitten zwischen den allmälig emporsteigenden Bergen lag die Thalmühle in einer romantischen Schlucht, durch die der rauschende Gießbach floß und von Felsen zu Felsen stürzend, mehrere kleine, aber reizende Wasserfälle bildete. Der industrielle Besitzer hatte mit seinem Gewerbe eine einträgliche Gastwirthschaft verbunden, die sich eines zahlreichen Zuspruchs von Seiten der Badegäste erfreute.

Unter den schattigen Bäumen in primitiven Lauben und Leinwandzelten saßen die verschiedenen Gruppen an langen Tischen und genossen die unverfälschte Milch und den wegen seiner Güte berühmten Kaffee, wozu sie sich die mitgebrachten Backwaaren schmecken ließen.

Nachdem dieses wichtige Geschäft beendet war, zogen die Damen aus ihren eleganten Arbeitstaschen und Körbchen die mitgebrachten Stickereien hervor,

während die Herren die unentbehrlichen Cigarren rauchten und die eben angekommenen Zeitungen lasen, oder sich unterhielten.

Einen reichen Stoff bot die Chronik des Bades, die neu angekommenen Gäste und vor Allem der Hof, der den Mittelpunkt der diesjährigen Saison bildete.

Es erregte daher kein geringes Aufsehen, als das fürstliche Paar, nachdem die hohen Herrschaften in einem besondern Kiosk ihr Frühstück eingenommen hatten, sich dem Tische näherte, wo die Geheimräthin mit der übrigen Gesellschaft sich niedergelassen hatte.

„Bitte, sich nicht zu derangiren," sagte der Fürst mit gewohnter Leutseligkeit, als die Anwesenden bei seinem Erscheinen sich von ihren Sitzen erhoben. „Wenn Sie sich nicht wieder setzen, so müssen wir wieder gehen, doch Sie gestatten uns wohl, an Ihrer Seite Platz zu nehmen."

Mit freudestrahlendem Gesicht verneigte sich die Geheimräthin fast bis zur Erde, während der Legationsrath sich beeilte, einige Stühle herbeizuschaffen.

„Ein entzückendes Plätzchen," bemerkte der Fürst, „ganz geschaffen, um sich poetischen Träumen zu

überlassen. Es erinnert mich unwillkürlich an Tivoli, nur nicht so großartig, nicht so klassisch. Sie kennen es doch, Herr Professor?"

„Ich bin nicht so glücklich gewesen, Königliche Hoheit, Italien zu sehen."

„Unbegreiflich. Grade für Sie müßte Rom eine Fülle von anregenden Ideen bieten."

„Leider gestatteten meine Verhältnisse nicht —"

„Sie müssen eine Reise nach Italien machen; das ist nothwendig. Wir selbst gedenken den nächsten Winter in Rom zu verweilen und würden uns freuen, Sie dort zu sehen. Sie sollen uns als Cicerone begleiten und ich verspreche mir einen hohen Genuß an der Seite des berühmten Alterthumsforschers die ewige Stadt zu durchwandern."

„Und Sie, Fräulein von Birken?" fragte die Fürstin, „haben Sie keine Sehnsucht nach dem Lande, wo die Citronen blühen?"

„Es war stets mein innigster Wunsch," versetzte Hedwig, „aber die Erfüllung lag nicht in meiner Macht."

„Aber wenn Ihnen die Gelegenheit geboten würde —"

„Ich hänge nicht von mir ab," erwiederte sie mit leichtem Erröthen.

„Wie Ihre königliche Hoheit bereits wissen," sagte die Geheimräthin, „ist meine Nichte mit ihrem Cousin, mit Herrn von Freibach verlobt, den sie in diesen Tagen erwartet."

„Der Glückliche!" scherzte der Fürst. „Wir sollten ihm eigentlich zürnen, daß er uns die reizende Muse entführt, deren Gegenwart wir schmerzlich vermissen werden. Ich hoffe jedoch, daß Sie die Liebe nicht der Poesie entfremden wird. Es wäre dies ein unersetzlicher Verlust, für den ich Herrn von Freibach verantwortlich machen würde. Jedenfalls erwarte ich, daß Sie die Residenz besuchen und sich mit Ihrem zukünftigen Gatten am Hofe präsentiren werden."

„Herr von Freibach zieht den Aufenthalt auf dem Lande vor und wird sich schwer entschließen, in der Stadt zu leben."

„Ce que femme veut, Dieu veut," entgegnete der Fürst galant. „Ihr Wunsch wird wohl genügen, und sollte er Schwierigkeiten machen, so wird sich für ihn schon ein Ausweg finden, der ihn oder vielmehr Sie in unsere Nähe bringen soll."

„Zum Landjägermeister oder Oberstallmeister ist Vetter Georg wie geschaffen,“ sagte die muntere Bettina keck.

„Aber Bettina!“ flüsterte die Geheimräthin mit einem strafenden Blick. „Königliche Hoheit werden dem vorlauten Kinde seine Unart verzeihen.“

„Lassen Sie nur unsern kleinen Eulenspiegel,“ versetzte der gutgelaunte Fürst. „Der Vorschlag ist gar nicht so übel und verdient unsere Beachtung. An uns wird es wenigstens nicht liegen, daß Fräulein von Birken uns und der Poesie erhalten bleiben und eine ihrer Schönheit und ihrem Talent gebührende Stellung an unserem Hofe einnehmen soll.“

„Damit werden Ihre Königliche Hoheit uns Allen und besonders mir einen großen Gefallen erweisen, da ich mich nur schwer darin finden kann, meine Cousine zu entbehren,“ sagte Bettina, durch die Huld des Fürsten noch dreister gemacht.

„Das kann ich mit Ihnen fühlen,“ fügte die etwas sentimentale Fürstin hinzu, „da ich mir den Besitz einer solchen Freundin längst gewünscht habe. Leider ist mir dieses Glück noch nie zu Theil geworden.“

„Dafür soll Dich stets meine Liebe entschädigen," sagte der Fürst, mit ritterlichem Anstand die Hand seiner Dame küssend.

Nachdem der hohe Herr noch einige freundliche Worte an den Arzt und die Geheimräthin gerichtet und die ganze Gesellschaft huldvoll begrüßt, bot er seiner Gemahlin den Arm, um sie nach dem Thor zu führen, wo der Stallmeister mit den Pferden sie erwartete.

Der Fürst selbst hob die Fürstin in den Sattel, da er sich öffentlich gern als zärtlicher und höchst aufmerksamer Gatte blicken ließ, obgleich die bösen Zungen allerlei pikante Liebesabenteuer des galanten Herrn sich im Geheimen zu erzählen wußten und die Eingeweihten, ihm Näherstehenden trotz seiner Liebenswürdigkeit und Popularität ihn für einen nichts weniger als zuverlässigen Charakter hielten; woran wohl seine eigenthümliche Stellung und die äußeren Verhältnisse zum Theil die Schuld trugen.

Von einem brennenden Ehrgeiz verzehrt, hielt er sich im Anfange seiner Regierung berufen, eine hervorragende Rolle in der politischen Welt zu spielen. Da aber die ihm zu Gebote stehende Macht und sein Einfluß nicht seinen hochfliegenden Plänen

und Hoffnungen entsprach, ihm außerdem die nöthige Energie und Ausdauer fehlte, so mußte er bald nach manchen Enttäuschungen und Niederlagen auf seinen Lieblingswunsch verzichten.

Besser gelang es ihm als Beschützer der friedlichen Künste und Wissenschaften sich einen Namen zu erwerben, da es ihm keineswegs an Geschmack und Bildung mangelte und seine Dilettanten-Natur hier sich von der besten und glänzendsten Seite zeigen und bethätigen konnte.

Er selbst zeichnete, malte, dichtete und besaß ein anerkennungswerthes schauspielerisches Talent, das er bei besondern Gelegenheiten gern zu zeigen liebte. Bald versammelte er um sich einen Kreis von ausgezeichneten Männern, von berühmten Dichtern und Künstlern, mit denen er auf vertrautem Fuße zum großen Aerger des aristokratisch gesinnten Hofes verkehrte, der an dem mit einer gewissen Ostentation hervortretenden Liberalismus des Fürsten und an dem freien, genialen Ton seiner Gesellschaft Anstoß nahm.

Mit großen Kosten wurden bedeutende Prachtbauten, Museen, Theater und Bibliotheken, auch

gothische Kirchen und römische Basiliken aufgeführt, ganze Straßen in der Residenz neu geschaffen, alte Bilder und Statuen für hohe Preise angekauft, Akademien gestiftet, immer neue Kräfte aus dem Ausland nach der Residenz gezogen, mit hohem Gehalt und Pensionen angestellt, ohne auf die beschränkten Mittel des Landes und auf die immer lauter werdenden Klagen der Stände Rücksicht zu nehmen.

Dafür genoß der Fürst den Ruhm und die Anerkennung, der Schöpfer eines neuen goldenen Zeitalters zu sein, man verglich seine Residenz mit Florenz und Rom, ihn selbst mit dem kunstsinnigen, prachtliebenden Lorenzo von Medici.

Trotzdem fühlte sich der Fürst weder befriedigt, noch ausgefüllt. Die neuen Bauten reizten ihn nicht mehr, der Kreis, den er wöchentlich in seinem Schlosse sah, langweilte ihn und im Geheimen machte er sich über die Pedanterie der Gelehrten, über die Ueberschwänglichkeit der ihn umgebenden Maler, Architekten und Dichter lustig.

Kunst und Wissenschaft, Menschen und Dinge hatten nur so lange ein Interesse für ihn als sie seiner Eitelkeit dienten und seine unersättliche Sucht

nach neuen Eindrücken befriedigten. In kurzer Zeit nutzte er Alles ab, wie ein verwöhntes Kind, das seines bunten Spielzeugs schnell überdrüssig wird und stets nach Abwechslung verlangt.

Dabei besaß er die sorgfältig geübte und am Hofe nicht seltene Kunst, seine Mienen besser als seine Leidenschaften zu beherrschen und seine Gedanken zu verbergen. Das regelmäßig schöne Gesicht mit dem stereotyp verbindlichen Lächeln um die sinnlich vollen Lippen und mit dem forschenden Blick der selbst unergründlichen dunklen Augen erinnerte unwillkürlich an eine vollkommene Larve, die selbst den feineren Beobachter und Menschenkenner täuschen konnte.

Auch die Fürstin, eine selten edle, schwärmerische Frauennatur, hatte trotz mancher trüben Erfahrung keine Ahnung von den geheimen Gedanken, Wünschen und Plänen, die in diesem Augenblick, wo er anscheinend so ruhig und aufmerksam neben ihr herritt, seine Brust durchstürmten.

„Ich bin,“ sagte sie in ihrem gewohnten, sentimentalen Ton, „Dir noch zu großem Dank verpflichtet.“

„Ich weiß nicht, wofür,“ versetzte er zerstreut,

„obgleich ich gern Alles thun möchte, was Dir Freude macht.“

„Und eine größere Freude konntest Du mir nicht bereiten, als durch Deine Einladung an den Professor, uns nach Rom zu begleiten. Ich gestehe Dir, daß ich selten einen Mann gefunden, der mich so sympathisch berührt und mir, abgesehen von seinem großen Wissen, ein solch unbedingtes Vertrauen eingeflößt hätte. Bei ihm finde ich, was man bei den meisten Menschen und selbst bei vielen Hochgebildeten vermißt, das Gefühl einer unbedingten Wahrheit. Wenn er spricht, glaubt man ihm und darum erscheint Alles, was er sagt, neu und bedeutend, da man leider die Wahrheit so selten hört.“

„Und wie gefällt Dir Fräulein von Birken?“ fragte der Fürst scheinbar absichtslos.

„Sie erscheint mir gewissermaßen wie das weibliche Ebenbild, wie die Ergänzung unseres Professors, so daß ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, daß Beide zu einander gehören und vereint das vollendetste Wesen bilden würden. Ich weiß nicht, wie es kommen mag, daß ich Beide mir nicht getrennt denken kann, weshalb ich um so mehr be-

dauern muß, daß Fräulein von Birken durch ihre bevorstehende Vermählung uns so bald wieder entrissen wird. Wäre dies nicht der Fall, so hätte ich Alles aufgeboten, um sie an unsere Person zu fesseln."

„Unsere Ansichten begegnen sich wie immer," erwiederte der Fürst galant. „Die junge Dame würde eine ausgezeichnete Acquisition für unsern Hof abgeben, der, entre nous soit dit, mitunter recht langweilig und nichts weniger als poetisch ist."

„Ich hatte ihr bereits im Stillen den Posten einer Vorleserin zugedacht, wozu sie sich durch ihre hohe Bildung und ihren Geist ganz besonders eignen würde," versetzte die arglose Fürstin.

„Ein herrlicher Gedanke, der Deiner ganz würdig ist."

„Nur leider unausführbar, da Fräulein von Birken die Stellung weder annehmen kann, noch will."

„Trotzdem gebe ich nicht alle Hoffnung auf. Ich kann unmöglich glauben, daß ein so geistreiches und schönes Mädchen auf die Anerkennung der Welt, den Umgang mit den gebildeten Kreisen verzichten und sich auf dem Lande in der Gesellschaft eines unwissenden Landjunkers glücklich fühlen kann, der weder

ihren Geist zu würdigen, noch ihre Interessen zu theilen vermag."

„Wenn sie ihn aber liebt —"

„Das eben," unterbrach sie der Fürst, „möchte ich bezweifeln. Mir scheint die ganze Partie einer Versorgung ähnlich zu sehen, da Fräulein von Birken, wie ich höre, arm, ihr Verlobter aber einer unserer reichsten Gutsbesitzer ist. Doch das kümmert uns nicht, da solche Ehen nur zu häufig geschlossen werden. Aber das dürfen wir nicht dulden, daß ein so großes und schönes Talent aus Mangel an Anregung und Aufmunterung zu Grunde geht. Das sind wir ihr und uns schuldig und ich halte es für unsere Aufgabe, ja für eine heilige Pflicht, es zu verhindern, so weit dies in unserer Kraft steht."

Der Eifer, womit der Fürst seine Meinung aussprach, erregte weit weniger das Mißtrauen, als die Bewunderung der hohen Frau, die vollkommen seine Ansichten theilte und überzeugt war, daß nur das reinste und uneigennützigste Interesse für die Dichterin der Erinna ihn beseelte.

„Ich selbst," sagte sie, seinen Worten zuvorkommend, „will mit Fräulein von Birken sprechen

und sie zu bestimmen suchen, an unserm Hofe zu bleiben."

„Und ich," fügte der Fürst hinzu, „werde mit Herrn von Freibach ein ernstes Wort reden. Bei seiner mir bekannten Loyalität hoffe ich auf keine allzu großen Schwierigkeiten zu stoßen. Die kleine Bettina hat nicht so Unrecht; man kann ihm einen zusagenden Posten geben. Zum Jägermeister oder Kammerherren braucht man gerade kein großer Geist zu sein und was ihm in dieser Beziehung abgeht, wird uns seine zukünftige Gemahlin doppelt ersetzen. Um diesen Preis, daß wir uns eine Zierde für unsern Hof, Dir eine angenehme Gesellschafterin und der Welt eine talentvolle Dichterin erhalten, wollen wir uns gern die lästige Zugabe gefallen lassen."

Während das fürstliche Paar in dieser wohlwollenden Weise Hedwigs Zukunft zu bestimmen suchte und gewissermaßen die Rolle des Schicksals übernehmen wollte, ging dieselbe ahnungslos an der Seite des Professors, in Begleitung der übrigen Gesellschaft von der Thalmühle nach dem Bade zurück.

Ein schöner, nur etwas schmaler Fußpfad führte an dem rauschenden Bach durch die grünen Wiesen

in kürzerer Zeit nach dem freundlichen Ort. Die Enge des Weges zwang die Promenirenden paarweise zu gehen, so daß sie ungestört und unbelauscht miteinander sprechen durften. Die Geheimräthin, von dem Legationsrath geführt, war noch ganz erfüllt von der fürstlichen Herablassung und der ihr widerfahrenen Auszeichnung, um auf die Nachfolgenden und ihre interessante Unterhaltung zu achten.

„Wie freue ich mich," sagte Hedwig, „daß der Fürst Ihnen die Gelegenheit bietet, Italien, vor Allem Rom und Neapel zu sehen."

„Was mir gestern," versetzte der Professor, „als das höchste Glück erschienen wäre, hat heute zum Theil seinen Werth für mich verloren, da ich es nicht mit Ihnen theilen darf. Ich kann mir keinen herrlicheren Genuß vorstellen, als mit der gleichgestimmten Freundin jene zauberhaften Gegenden zu durchwandern, die durch Kunst und Geschichte geweihten Stätten zu betreten, die heiligen Tempel, die herrlichen Ruinen, die schönen Götterbilder zu bewundern. Ihr Anblick wird mich nur an meinen Verlust erinnern und mich Ihre Abwesenheit doppelt schmerzlich empfinden lassen."

„Wir müssen uns in das Unabänderliche fügen,"

erwiederte sie resignirt, einen leisen Seufzer unterdrückend. „Auch ich habe mich nach Italien heiß gesehnt und wie Sie gewünscht, an der Seite eines fühlenden und verständnißvollen Freundes das Land meiner Träume zu erblicken, von ihm geleitet und geführt, seine Gedanken und Gefühle theilend unter den Trümmern des erhabenen Colosseums, an dem Ufer des blauen Meeres zu wandeln und die reinste Freude im Anschauen dieser schönen Welt zu genießen. Doch ich bin nicht frei und nur mein Geist darf Sie begleiten, nur meine Seele Ihnen folgen. Sie werden mir aus der Ferne die empfangenen Eindrücke, die neuen Ideen, Ihre Arbeiten und Studien mittheilen und so werden wir, wenn auch getrennt, durch ein neues Band vereint sein.“

„Kann das todte Wort,“ klagte der Professor, „den lebendigen Blick, ein Brief, oder ein gedrucktes Buch, die Gegenwart des Freundes, den unmittelbaren Austausch der Gedanken von Mund zu Mund, von Herzen zu Herzen uns ersetzen? Ach! es ist nur ein trauriger Nothbehelf, ein ärmliches Auskunftsmittel, kaum mit einer Photographie zu vergleichen, der die Farbe, Duft, Licht und Leben fehlt.“

„Sie sind ungerecht und ungenügsam wie jeder Mann. Die Frau muß sich bescheiden und entsagen. Frühzeitig lernen und üben wir die schwere Kunst, unsere Wünsche zu unterdrücken und unser Glück besteht darin, Andere glücklich zu machen. Sie thun mir weh, wenn Sie mehr von mir verlangen."

„Und ich möchte Sie gern vor Allen glücklich wissen. Ich fürchte jedoch —"

Ein bittender, fast vorwurfsvoller Blick aus ihren seelenvollen Augen legte ihm unwillkürlich Schweigen auf, so daß er plötzlich verstummte und seine Zweifel und Besorgnisse, welche seine Brust in diesem Augenblick bestürmten, nicht auszusprechen wagte, um ihr nicht weh zu thun.

Aber auch die zwischen dem Arzt und der munteren Bettina angeknüpfte Unterhaltung schien eine ernstere Wendung genommen zu haben. Längst war das frohe Gelächter verstummt und Beide gingen eine Zeit lang stillschweigend, in Gedanken versunken, nebeneinander her, als ob sie sich erzürnt hätten.

Auf ihrem feinen Gesicht schwebte ein leichtes Wölkchen und die sonst so schelmischen Augen sahen heute trüb wie durch einen Regenschleier, während

der lebenslustige Wagner fast finster vor sich hin-schaute, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit.

Von Zeit zu Zeit sah er wie grollend Bettina von der Seite an, sie aber schien seine Blicke zu vermeiden und bückte sich dann, um eine am Boden stehende Blume abzupflücken, die sie bald wieder fortwarf oder verlegen und unmuthig mit ihrer kleinen Hand zerpflückte.

„Was haben die armen Blumen verbrochen, daß Sie sie zerstören?“ fragte er, das lästige Schweigen unterbrechend.

„Immer noch besser, als daß sie unbeachtet zertreten werden,“ antwortete sie verstimmt.

„Sie hätten sie zum zierlichen Strauß binden und mir schenken sollen.“

„Ihnen,“ versetzte sie unmuthig, „damit Sie sich über das thörichte Kind lustig machen und mich auslachen. Was soll Ihnen ein Strauß von mir?“

„Ich würde ihn in's Wasser stellen und —“

„Wenn er verwelkt, fortwerfen.“

„Bettina!“

„Lassen Sie mich,“ rief sie, sich von ihm ent-

fernend. „Ich bin kein Kind mehr und will von keinem Menschen und am wenigsten von Ihnen wie ein Kind behandelt werden.“

Er hätte sie in diesem Augenblicke, wo sie so trotzig mit zusammengezogenen Brauen und gekräuselter Lippe vor ihm stand, an sein Herz drücken und mit einem Kuß versöhnen mögen. Statt dessen aber lachte er nur, nicht über sie, sondern über seine eigene Thorheit.

„Abscheulich!“ rief sie, mit dem kleinen Fuß den unschuldigen Boden stampfend. „Sie spotten schon wieder über mich.“

„Wie können Sie das von mir glauben. Bin ich nicht Ihr Freund, Ihr bester Freund?“

„Ich will von keinem Freund und von Ihnen erst recht nichts wissen,“ erwiederte sie heftig.

„Das geht zu weit. Sagen Sie mir, was ich Ihnen gethan habe, was Ihnen fehlt?“

„Nichts, gar nichts!“ stammelte sie, während die mühsam zurückgehaltenen Thränen plötzlich aus ihren Augen hervorstürzten, die sie ihm zu verbergen suchte.

Der Anblick des weinenden Mädchens überraschte und erschütterte ihn so sehr, daß der eingefleischte

Junggeselle alle seine Zweifel und Bedenken, seine Furcht und Vorurtheile, seine angenommenen Grundsätze und seine künstliche Selbstbeherrschung mit einem Mal vergaß.

Seit Wochen hatte er gegen das Gefühl in seiner Brust, gegen die mit jedem Tage immer stärker und glühender aufflammende Liebe angekämpft, weil er seine bisherige Freiheit nicht aufgeben wollte, weil er mit seinem klaren Verstande die ganze Reihe der unausbleiblichen Verwirrungen und Hindernisse erkannte, weil er an sein Glück bisher noch immer nicht geglaubt und vor Allem, weil er trotz seiner Erfahrungen und seiner scheinbar materiellen Gesinnung in seinem Herzen das Ideal einer Liebe trug, die er in der Wirklichkeit nie zu finden hoffen durfte.

Hundertmal hatte er sich vorgenommen, abzureisen und das reizende Kind zu fliehen, aber immer wieder blieb er, gefesselt von ihrer siegreichen Anmuth und Natürlichkeit. Er heuchelte eine unnatürliche Gleichgültigkeit und Kälte, die gerade den entgegengesetzten Eindruck machte. Er rief seinen Verstand zu Hilfe und der treulose Verräther verband

sich nur mit der täglich wachsenden Leidenschaft. Er hielt sich sicher und geschützt durch seine Grundsätze und seine Erfahrungen, aber eine Thräne aus ihren Augen reichte hin, die stolze Feste, das künstliche Bollwerk zu zerstören.

Wie ein armer Sünder, wie ein überführter Bösewicht stand er jetzt der weinenden Bettina gegenüber und doch war ihm dabei so selig und leicht zu Muth, daß er am liebsten laut aufgejubelt hätte und vor ihr niedergekniet wäre, um ihr laut vor aller Welt seine Liebe zu gestehen.

Er wußte nicht, was er that und sprach, als er ihre Hand ergriff und mit bewegter Stimme unzusammenhängende Reden flüsterte, die sie mit leuchtenden Blicken und flammenden Wangen aufnahm, ohne ihm zu zürnen.

Beide hatten sich so viel zu erzählen, so interessante Dinge milzutheilen, daß sie darüber die ganze Welt und die übrige Gesellschaft vergaßen, die selbst zu sehr mit sich und ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, um auf die Glücklichen zu achten.

Ein plötzlicher, lauter, furchtbarer Angstruf schreckte jedoch die vertieften Paare aus ihrer stillen und doch

so lebhaften Unterhaltung auf. Im nächsten Augenblick sah man den fürstlichen Stallmeister mit verhängtem Zügel über die Brücke sprengen, welche von der nahen Landstraße über den Bach führte. Sein bleiches Gesicht, das Entsetzen in seinen Mienen verkündigte sogleich, daß ein großes Unglück sich ereignet haben müsse.

„Um Gotteswillen!“ rief die erschreckte Geheimräthin, „was ist geschehen?“

„Hilfe, Hilfe!“ keuchte der Reiter. „Herr Doktor, eilen, retten Sie. Die Fürstin ist vom Pferde gestürzt und wahrscheinlich verloren.“

Erschüttert und bestürzt riß sich der Arzt von Bettina los, gefolgt von den nicht minder entsetzten Freunden.

Zwölftes Capitel.

Auf einem Rasenfleck in der Nähe der Landstraße lag die hohe Frau, anscheinend leblos, das todtenbleiche Gesicht entstellt durch eine tiefe Wunde, aus der das rothe Blut in schweren Tropfen niederfloß. Ueber sie gebeugt, stand der Fürst, die Ohnmächtige in seinen Armen haltend, rathlos und fast vernichtet.

Wie er jetzt mit bebender Stimme und sichtlich ergriffen berichtete, hatte das Pferd der Fürstin, durch einen Schuß aus den nahen Steinbrüchen scheu gemacht, ehe er oder der nahe hinter ihr reitende Stallmeister ihr beispringen konnte, seine Reiterin abgeworfen und gegen eine hervorspringende Felsenkante geschleudert.

Während dieser von Klagen und Ausrufungen unterbrochenen Erzählung untersuchte der Arzt mit

prüfenden Blicken den Zustand und vor Allem die breite Stirnwunde der Verunglückten.

„Haben Sie Hoffnung?" fragte der Fürst gespannt. „Verschweigen Sie mir nichts. Ich bin ein Mann und auf das Schlimmste gefaßt."

„Ich kann Ihrer Königlichen Hoheit nicht verhehlen, daß der Fall mir die größten Besorgnisse einflößt."

„Thun Sie, was in Ihren Kräften steht, mir die Fürstin zu retten."

Schnell und besonnen, mit der ihm eigenen Sicherheit und Umsicht wendete der erfahrene Arzt das Nöthige an. Statt der fehlenden Lancette benutzte er sein Federmesser, um der Fürstin eine Ader zu öffnen, worauf sie zwar die Augen aufschlug, ohne jedoch die Umstehenden zu erkennen. Ein vorläufiger Verband, zu dem der Fürst sein eigenes Taschentuch hergab, stillte die Blutung und bedeckte die klaffende Wunde.

Unterdeß waren Herr von Brendel und der Stallmeister nach dem Bade geeilt, um eine Sänfte herbeizuholen, da die zu befürchtende Erschütterung das Fahren in einem Wagen nicht gestattete. Fast eine

Stunde verging, ehe die sehnlichst erwarteten Träger mit dem ebenfalls herbeigerufenen Leibarzt erschienen.

Die Leidende lag, das Haupt an Hedwigs Brust gelehnt, noch immer ohne volles Bewußtsein, von Zeit zu Zeit aufstöhnend und mechanisch nach der schmerzenden Stirn greifend. Der Fürst ging in nervöser Unruhe auf und nieder, zuweilen einen Blick auf die traurig schöne Gruppe werfend.

Gleich einem Schutzengel an dem Lager eines Kranken saß Hedwig auf dem Rasen über die bleiche, regungslose Fürstin gebeugt, die in ihrem Schooß weich gebettet mit halbgeschlossenen Augen lag. Nie war sie dem Fürsten schöner erschienen und unwillkürlich bewunderte er trotz seines Schmerzes die rührende, jungfräuliche Gestalt, die ihn an das Bild einer von heiligem Mitleid erfüllten Pieta erinnerte.

Selbst in diesem Augenblick der größten Aufregung verleugnete er nicht seine sinnlich dämonische Natur, obgleich ihm der Unfall der Fürstin so nahe ging, wie dies bei seinem egoistischen Charakter möglich war. In seinem complicirten Geist mischten sich die widersprechendsten Empfindungen und in seiner Seele flossen die guten und bösen, die hohen und

niedrigen Gedanken so zusammen, daß er sie selbst nicht mehr zu trennen vermochte. So konnte er zugleich die leidende Fürstin aufrichtig, wenn auch mit einer ihm bereits zur Natur gewordenen Uebertreibung beklagen, dem Arzt gegenüber die Rolle des tief erschütterten und besorgten Gatten spielen, die übrigen Anwesenden durch seine keineswegs nur geheuchelte Theilnahme täuschen, während er gleichzeitig mit künstlerischen Blicken die Reize der schönen Hedwig genoß.

Dabei besaß er die nöthige Fassung, um der Geheimräthin und Bettina, die in den nahen Bach ihre Tücher tauchten, um die verordneten Umschläge zu machen, in den huldvollsten Worten für ihre Bemühungen zu danken, dem Arzt die Hand zu drücken und Hedwigs Ausdauer und Geduld zu rühmen, womit sie in ihrer eben so schwierigen als unbequemen Stellung ausharrte, so daß alle Anwesenden nicht Worte finden konnten, um die Seelengröße und das tiefe Gefühl des Fürsten auszudrücken.

Endlich zeigten sich die Träger mit der Sänfte; die Leidende wurde sanft emporgehoben und der Krankenzug setzte sich in Bewegung, unter Leitung

der beiden Aerzte, die auf Wunsch des Fürsten die Behandlung gemeinschaftlich übernehmen sollten.

Mit einigen herzlichen Worten verabschiedete er sich von der übrigen Gesellschaft, nochmals für die Theilnahme dankend, worauf er mit sichtbarer Trauer den Weg nach der Stadt einschlug, wo die bereits von dem Unfall unterrichtete Menge ihn mit den Zeichen eines ehrfurchtsvollen Beileids empfing.

Er selbst legte Hand an, als die Fürstin die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufgetragen wurde und alle Welt war gerührt von diesem neuen Beweise einer grenzenlosen Liebe und gerade in diesen hohen Kreisen selten gefundenen Zärtlichkeit. Er wich auch nicht von ihrer Seite, als sie auf ihrem Bette lag und nur die dringendsten Vorstellungen des Leibarztes bewogen ihn, sich eine kurze Ruhe zu gönnen, um sich von der furchtbaren Erschütterung zu erholen.

Einige Tage schwebte das Leben der Patientin in größter Gefahr, da sich eine Gehirnerschütterung herausstellte. Der eben so umsichtigen als energischen Behandlung gelang es jedoch, die drohenden Symptome zu beseitigen. Bald verkündigten die ausgegebenen Bülletins die fortschreitende Besserung der

hohen Patientin, so daß sie ihr Lager wenigstens auf einige Stunden verlassen durfte.

Die Ehre dieses überraschenden Erfolges wurde hauptsächlich der Kunst des fremden Arztes und seiner glücklichen Hand zugeschrieben, indem er durch eine kühne Operation einen Knochensplitter aus dem Hirn der Kranken geschickt entfernte, dessen Anwesenheit der Leibarzt anfänglich übersehen hatte.

An dem Tage, wo die Fürstin zum ersten Mal wieder aufstand, erhielt er von ihrer eigenen Hand das Diplom mit dem Titel eines fürstlichen Geheimraths und einen kostbaren Brillantring. Auch die übrigen Damen und Herren empfingen für ihre geleisteten Dienste entsprechende Geschenke, Armbänder und Brochen, Busennadeln und Uhren.

Ganz besonders aber wurde Hedwig durch eine sinnige Gabe ausgezeichnet, da sie der genesenden Fürstin auf deren ausdrücklichen Wunsch Gesellschaft leistete und die neuesten Erscheinungen der Literatur vorlas, wobei der Fürst fast nie zu fehlen pflegte.

Er selbst hatte die erste Anregung zu dem ihr bestimmten Geschenk gegeben und die Zeichnung dazu mit eigener Hand entworfen, eine Lyra aus strahlen-

den Brillanten, rings von einem Lorbeerkranz von grünem Smaragd umgeben, die sie als Halsschmuck tragen sollte.

Zur Feier der glücklichen Genesung, die natürlich eine allgemeine Freude hervorrief, wurden eine Reihe von Festlichkeiten vorbereitet, deren Leitung und Arrangement der poetische Legationsrath übernommen hatte.

Mitten in dieser freudigen Aufregung und Verwirrung, wo man nur von Hoffesten, Aufzügen, Feuerwerken und Fackelzügen schwärmte, erschien eines Tages Hedwigs Verlobter, der gute Georg, wie ein Gast aus einer fernen Welt, wie der Bewohner eines fremden Planeten, der sich in die gegebenen Verhältnisse nicht so leicht zu schicken und zu finden weiß.

Mit vor Freude klopfendem Herzen eilte er noch in seinem Reiseanzuge auf die Promenade, um seine Verlobte zu begrüßen, da die Damen bereits ausgegangen waren.

In dem Schwarm der Badegäste mußte seine Erscheinung an der Seite der schönen Hedwig allgemeine Sensation hervorrufen. Die Herren beneideten den glücklichen Bräutigam der berühmten und so

reizenden Dichterin, während die Damen ihn mit schonungsloser Kritik musterten.

Man machte sich über sein Aussehen, über die gedrungene, untersetzte Figur, über seine vernachlässigte Toilette, über die kurze, grüne Joppe, über den eingedrückten Hut, über seine Sprache und sein ganzes Benehmen lustig. Je höher gespannt die Erwartung war, desto mehr fühlte man sich jetzt enttäuscht. Niemand konnte und wollte eine solche Wahl begreifen; man flüsterte und zischelte, lachte und kicherte, zuckte mit den Achseln und rümpfte die Nasen, ohne zu ahnen, daß unter dieser schlichten Hülle das beste, edelste Herz der Welt schlug, ein Schatz von Liebe und Gemüth verborgen war. Am meisten aber moquirte sich der poetische Legationsrath über den guten Georg, den er sogleich mit dem Spitznamen „Sohn der Wildniß" taufte, worauf er sich nicht wenig zu gut that. Diese Bezeichnung wurde mit Beifall aufgenommen, weiter verbreitet und wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund fortgepflanzt.

Trotzdem dies Alles nur heimlich und mit der gebotenen Diskretion geschah, so entging doch den Betheiligten nicht das Aufsehen und der Eindruck,

den die ganze Erscheinung des Barons auf die müßige und boshafte Menge machte; weshalb die Geheimräthin mit ihren Angehörigen früher als sonst die Promenade in seiner Begleitung verließ.

An dem Arme des nichts ahnenden Georg schritt Hedwig mit gesenktem Haupte, schweigend und befangen durch das Gewühl der Badegäste, die zu beiden Seiten sich neugierig aufstellten und sie mit ihrem Verlobten gewissermaßen Spießruthen laufen ließen.

Sie wagte kaum die Augen aufzuschlagen und am wenigsten den Professor anzusehen, der sich schon vorher ihr empfohlen hatte. Sie vermied es seinen Blicken zu begegnen, in denen sie einen stillen Vorwurf, Mitleid und Trauer zu entdecken glaubte.

Erst als sie wieder zu Hause war, befreit von der Neugier der boshaften Menschen, athmete sie von dem Druck auf, der wie ein schwerer Alp auf ihrem Geiste lastete. Auch Georg fühlte sich bald wieder heimisch und behaglich in dem vertrauten Kreise der Verwandten und erschien hier natürlich, frisch und heiter wie früher, während er auf der Promenade unter den fremden Leuten sich wie ein Verirrter in fremder, unwirthsamer Gegend vorgekommen war.

Mit dem Gefühl der Sicherheit war auch wieder seine gute Laune, seine angeborene Herzlichkeit und seine liebenswürdige Naivetät zurückgekehrt. Seine treuen Augen strahlten vor Zärtlichkeit und Seligkeit, das ehrliche Gesicht leuchtete von Glück und der volle Mund lachte vor Vergnügen.

Mit dem besten Appetit nahm er an dem Frühstück Theil, wobei er fortwährend Hedwig bewunderte, während er von der Großmutter und Klotilde, von den kleinen, für ihn so wichtigen Vorgängen und häuslichen Angelegenheiten der Familie, von der Wirthschaft und vor Allen von seiner zukünftigen Einrichtung in seinem harmlosen, herzlichen Ton erzählte, ohne sich darum zu kümmern, ob seine Zuhörer daran Antheil nahmen, oder nicht.

In der Freude seines Herzens bemerkte er weder den Ernst in dem Gesicht seiner Verlobten, noch die Zerstreutheit der sonst so munteren Bettina, die ihre alten Neckereien heute unterließ und auf seine Fragen ihm die verkehrtesten Antworten gab, ebenso wenig wie er die Langeweile der Geheimräthin beachtete, die nur mit Mühe die Anwandlungen des Gähnens unterdrückte.

Plötzlich sprang der Baron von seinem Stuhle

auf und schlug sich vor die Stirn, als ob er etwas Wichtiges vergessen hätte. Hastig griff er in die tiefe Tasche seiner Joppe, aus der er ein Kästchen von blauem Sammt jetzt hervorzog, um es Hedwig zugleich freudig und verschämt zu überreichen.

„Ich bitte Dich, dies kleine Andenken von mir anzunehmen.“

„So öffne doch!“ sagte Bettina mit weiblicher Neugierde, als jene zögerte.

Selbst die Geheimräthin, welche in diesem Punkte eine große Kennerin war, konnte sich nicht enthalten vor Ueberraschung und Bewunderung laut aufzuschreien, als sie den Inhalt des Kästchens, eine Schnur von auserlesenen großen, im schönsten matten Farbenspiel erglänzenden, ächt orientalischen Perlen erblickte, an denen ein kostbares Medaillon von Amethyst hing.

„Das ist ein Geschenk für eine Fürstin,“ rief sie nicht ohne Neid.

„Viel zu viel für mich,“ stammelte Hedwig verlegen.

„Wenn ich alle Schätze der Welt Dir geben könnte,“ sagte Georg, „so würde ich es mit Freuden thun. Die gute Großmutter wollte, daß ich Dir unseren Familienschmuck bringen sollte, der weit kost-

barer ist, aber ich meinte, daß Dir die Perlen besser gefallen würden, weil ich Deinen Geschmack kenne. Du liebst ja Perlen, wie ich weiß, obgleich Tante Klotilde, die ein wenig abergläubisch ist, glaubt, daß Perlen Thränen bedeuten. Für Dich sollen es jedoch gewiß nur Freudenthränen sein."

Hedwig selbst konnte nur mit Mühe die eigenen Thränen vor ihm verbergen und hätte am liebsten den herrlichen Schmuck zurückgewiesen, der ihr wie ein neues fesselndes Band erschien. Aber sie hatte nicht den Muth, den guten, ehrlichen Georg zu kränken, dem sie dafür dankend die Hand reichte, welche er mit seinen Küssen bedeckte.

Als aber Bettina und die Geheimräthin in sie drangen, die Perlenschnur vor dem Spiegel anzulegen, weigerte sie sich mit Entschiedenheit, als ob sie sich scheute, ihren schönen Hals damit zu berühren, Mit einem leisen, zum Glück von Georg überhörten Seufzer legte sie die Perlen in das Kästchen, ohne sie noch einmal anzusehen.

So sehr auch Hedwig geneigt war, seine Güte und Treue anzuerkennen, so fühlte sie doch im Laufe der Unterhaltung jetzt noch weit mehr als früher den

Abstand ihrer Bildung und Lebensanschauung, woran die fremde Umgebung wie ihre eigene Stimmung die Schuld tragen mochte.

Auch hier bestätigte sich das Sprüchwort: daß die Abwesenden immer Unrecht haben. Sie hatte seit der Trennung von ihrem Verlobten in einer anderen Atmosphäre gelebt, eine von der höchsten Bildung und dem idealsten Streben durchdrungene Welt kennen gelernt und war einem der genialsten Männer der Gegenwart näher getreten.

Sie selbst hatte in dieser kurzen, aber bedeutungsreichen Zeit eine wunderbare Umwandlung in ihrem ganzen Wesen erfahren, durch ihre Erfolge war sie eine berühmte und gefeierte Dichterin, ihre ganze Stellung eine andere geworden.

Ohne darum eitel zu sein, mußte nothwendiger Weise dadurch das Gefühl ihrer persönlichen Würde gehoben werden. Sie machte zugleich an sich und auch an ihre Umgebung erhöhte Ansprüche und vermochte sich weniger als sonst in die gegebenen realen Verhältnisse zu finden. Mehr als je sehnte sie sich nach der ihr unentbehrlichen Freiheit, in der allein sich ihr Genius ungehindert entfalten konnte, und der

Gedanke, sich in ihrer geistigen Entwickelung gehemmt und durch einen fremden Willen beschränkt zu sehen, erschien ihr unerträglich. Um einen solchen Preis wollte sie lieber auf das höchste irdische Glück verzichten, als ein solches Opfer bringen.

Das Alles bestürmte und bedrängte sie im Verkehr mit ihrem Verlobten während des ganzen Tages und noch mehr als er des Abends an ihrer Seite im Theater saß, wo ihr neues Drama „Erinna" wiederholt wurde, das er natürlich zu sehen wünschte. Mit sichtlicher Aufmerksamkeit und Spannung, trotzdem er von der weiten Reise ermüdet war, verfolgte Georg den Gang der Handlung, aber seine Bemerkungen darüber, obgleich in mehr als einer Beziehung zutreffend, verriethen ihr nur zu bald, daß ihn nur die äußere Fabel interessirte, während ihm das Verständniß für den inneren Gehalt und die poetische Schönheit der Dichtung abging.

Wie ein naives Kind nahm er den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal der Heldin, für die er laut seine Bewunderung zu erkennen gab, wogegen er ebenso unumwunden seinen Abscheu gegen den grausamen Tyrannen und was Hedwig am meisten ver-

letzen mußte, seine Verachtung für den göttlichen Plato aussprach.

„Mit all den schönen Redensarten," sagte er im Verlauf der Vorstellung, „gefällt mir Dein Plato nicht. Er sollte sich schämen, das arme Mädchen zu verlassen, nachdem er ihr so viel von Liebe vorgeschwatzt. Das mag bei den Herren Gelehrten Mode sein, aber ein ehrlicher Mann würde anders handeln. Wenn er das Herz auf dem rechten Fleck hätte, so dürfte er sich auch nicht von dem Tyrannen so niederträchtig hudeln lassen. Ich an seiner Stelle würde Erinna entführen und dem Dionys den Dienst aufkündigen. Aber dieser Plato hat keine Courage und ist, Du mußt mir schon den Ausdruck verzeihen, ein schwächlicher Stubenhocker trotz seiner Philosophie und Gelehrsamkeit."

„Dann wäre aber auch das Stück zu Ende und die ganze Geschichte aus," spottete Bettina, während Hedwig gezwungen lächelte. In dem nächsten Zwischenakt bemühte sich Hedwig mit anerkennungswerther Freundlichkeit seine Einwürfe zu widerlegen und den Charakter des berühmten Philosophen zu rechtfertigen, ohne ihm jedoch eine bessere Meinung von dem schwächlichen Gelehrten beizubringen, gegen den ein-

mal der Baron ein unüberwindliches, vielleichtinstinkt-artiges Vorurtheil mit einer ihm sonst nicht eigenen Hartnäckigkeit behauptete.

Ihre Belehrungen über die eigenthümliche Welt-anschauung des göttlichen Plato, über seine Denkweise und Schriften blieben ihm ebenso unverständlich, wie ihre Auseinandersetzungen über die Natur des dra-matischen Conflikts, über die tragische Schuld und das Wesen der antiken Bühne. Zu ihrer Beschämung mußte sie erkennen, daß bei allem guten Willen dem Baron die unumgänglichen Vorkenntnisse und die nöthige Bildung fehlten, um sie zu begreifen, so daß sie von der Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt, endlich darauf verzichtete.

So wohl während der Vorstellung als am Schlusse derselben war Hedwig und ihr Verlobter auch im Theater ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für das neugierige Publikum, was ihm keineswegs entging. Sämmtliche Operngläser und Lorgnetten waren auf Beide gerichtet, und Einer oder der Andere von den Zu-schauern zeigte seinem Nachbar die berühmte Dichterin und ihren nichts weniger als berühmten Begleiter.

Nach dem Fallen des Vorhangs wurde lebhaft

applaudirt, die Schauspieler gerufen, während einzelne Stimmen nach der Dichterin verlangten, deren Anwesenheit im Hause nicht verborgen bleiben konnte. Beim Herausgehen drängte man sich von allen Seiten, um die gefeierte Verfasserin zu sehen. Bekannte begrüßten sie, Fremde blieben stehen und starrten sie mit bewundernden, ihr lästigen Blicken an.

„Ich begreife nicht," sagte der Baron auf dem Heimwege, „was die Leute von uns wollen. Ich finde das Benehmen unverschämt.

„Das ist die nothwendige Folge der Berühmtheit Hedwigs," entschuldigte die Geheimräthin. „Daran mußt und wirst Du Dich schon gewöhnen."

„Nimmermehr!" rief Georg mit einer gewissen Heftigkeit. „Mir ist jedes Aufsehen höchst unangenehm und verhaßt. Hätte Hedwig mich zuvor gefragt, so hätte ich ihr entschieden von der Aufführung ihres Schauspiels abgerathen. Auch die gute Großmama und Tante Klotilde sind derselben Meinung und finden es nicht ganz in der Ordnung, daß sie als Dichterin öffentlich hervorgetreten ist."

„Das thut mir leid," entgegnete Hedwig empfindlich, „aber so sehr ich auch die gute Großmama

liebe und verehre, so muß ich doch in diesem Punkt mir meine Freiheit wahren. Ich glaube, daß ich nichts gethan habe, dessen ich oder sie sich zu schämen hätte."

„Gott behüte! Aber ich gestehe Dir, daß ich ihr nicht Unrecht geben kann. Wenn ich so Deinen Namen auf dem Theaterzettel oder in den Zeitungen lese, wenn ich die Menschen sehe, wie sie Dir gleich einem Wunder mit ihren Lorgnetten in's Gesicht starren, wenn sie Deinen Namen wie die Narren laut brüllen, da giebt es mir immer einen Stich in's Herz und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Du mir nur halb noch angehörst."

„Und soll ich wegen eines bloßen Vorurtheils auf meinen dichterischen Beruf verzichten, jede geistige Thätigkeit opfern?" fragte sie unmuthig.

„Das hast Du ja nicht nöthig. Es fällt mir gar nicht ein, Dich daran zu hindern und Niemand kann sich mehr darüber freuen als ich, daß Du solch ein schönes Talent hast und daß alle Welt Dich bewundert. Du kannst ja dichten und schreiben so viel Du willst, wenn es Dir Vergnügen macht, aber im Stillen für Dich, für Deine nächsten Freunde, nur nicht für die Oeffentlichkeit."

„Damit wird und kann sich aber Hedwig nicht begnügen," warf die Geheimräthin dazwischen ein. „Die Welt hat ein Anrecht auf ihr Talent, auf ihre Schöpfungen, ebenso wenig wie der Dichter ihr Urtheil und ihre Anerkennung entbehren kann."

„Das mag wohl wahr sein und ich habe auch nichts dagegen einzuwenden, wenn Gelehrte und Dichter von Profession ihre Werke drucken und ihre Theaterstücke aufführen lassen. Das finde ich ganz in der Ordnung für solche armen Hungerleider, da sie davon leben und damit ihren Unterhalt erwerben. Aber das hat Hedwig Gottlob nicht nöthig. Wir haben mehr als wir brauchen und sie wird hoffentlich niemals in die Lage kommen, ihr Talent in dieser Weise zu benutzen, da wir nicht einmal die Zinsen von unserem Kapital verzehren können."

Hätte der gute Georg ahnen können, wie schmerzlich Hedwig durch die Erwähnung seiner Vermögensverhältnisse berührt und verletzt wurde, hätte er gesehen, wie sie plötzlich zusammenzuckte und erbleichte, so würde er gewiß es unterlassen haben, diese zarte Saite zu berühren. In seiner Unschuld wußte er gar nicht, welches Unheil er angerichtet und wie sehr

er sie ohne seine Absicht gekränkt hatte. Der bloße Gedanke, daß er oder die Welt sie eines so niedrigen und gemeinen Interesses für fähig halten könnte, verwundete sie auf das Tiefste.

Zugleich fühlte sie sich durch den geringschätzigen Ton beleidigt. womit er von Dichtern und Gelehrten im Allgemeinen sprach, obwohl er hierin nur dem Vorurtheil seiner Standesgenossen huldigte, welche fast jeden Schriftsteller für einen armen Schlucker, wo nicht für etwas noch Schlimmeres zu halten geneigt sind.

Eine derartige Ansicht mußte ihr aber eben so bornirt als unangemessen erscheinen, da sie sich in ähnlicher Lage befand. Nur aus Rücksicht für ihre Angehörigen suchte sie sich zu beherrschen und ihre verzeihliche Entrüstung zu unterdrücken, was er natürlich nicht ahnen konnte.

„Und dann,“ fügte er hinzu, ohne seine Taktlosigkeit zu bemerken, „ist es gewiß für jeden Mann ein peinliches Gefühl, wenn er sieht, daß seine Frau die erste Violine spielt und er nur als nothwendige Zugabe, als ihr Schatten neben ihr hergeht. Bei aller Achtung vor Deinem Geist, bei aller Liebe für Dich darf ich mich zu einer solchen lächerlichen Rolle nicht

hergeben. Du wirst wohl selbst einsehen, daß sich das für mich nicht schickt. Auf der Promenade und im Theater kam es mir aber so vor, als ob die Leute mich nur um Deinetwillen beachteten und duldeten. Das kann weder Dir noch mir angenehm sein. Darum glaube ich, daß es für uns Beide besser sein wird, wenn Du das Dichten ganz aufgiebst, oder nur zu Deinem Privatvergnügen und ohne Nennung Deines Namens schreibst. Du wirst es mir schon zu Gefallen thun."

„Das kann ich Dir nicht versprechen, da ich keinem Menschen und selbst meinem zukünftigen Gatten nicht einen solchen Eingriff in meine persönliche Freiheit gestatten darf und will," versetzte sie fest und entschieden.

Der Ernst, womit sie diese Worte sprach, belehrte den guten Georg, daß er zu weit gegangen; weshalb er das für Beide gleich unangenehme Gespräch fallen ließ, ohne jedoch die Hoffnung aufzugeben, daß sie als seine Frau sich seinen Wünschen eher fügen würde.

Trotzdem Beide es vermieden, den streitigen Punkt nochmals zu berühren, so blieb doch ein leiser Mißton zurück, der das Wiedersehen der Verlobten trübte.

Dreizehntes Capitel.

War es die Gewitterschwüle in der Luft oder innere Verstimmung, die den Professor seit einigen Tagen bedrückte, so daß er wieder in seine frühere, kaum überwundene Schwermuth zu versinken drohte. Aber auch der sonst so lebenslustige Arzt schien von der Hypochondrie des Freundes angesteckt und war auffallend still und in sich gekehrt gegen seine Gewohnheit und sein eigentliches Naturell.

Beide saßen in ihrer Wohnung schweigend vor sich hinstarrend, in Gedanken versunken, seitdem sie von der Promenade zurückgekehrt waren, wo sie die Damen flüchtig begrüßt und im Vorübergehen gesprochen hatten. Da Georg nicht von Hedwigs Seite wich, so hatte der Professor keine Gelegenheit gefunden, mit ihr allein in der alten vertraulichen Weise zu sprechen. Um so mehr beschäftigte sich sein Geist

mit dem Bilde der theuren Freundin; deren Schicksal ihn lebhaft bekümmerte.

Seitdem er den Baron gesehen und wenn auch nur oberflächlich kennen gelernt, war es ihm vollends klar, daß Hedwig sich an der Seite des ihr geistig untergeordneten Mannes nicht glücklich fühlte. In ihren Blicken, in ihrem bleichen Gesicht glaubte er die Spuren eines inneren Kampfes zu erkennen. Die sanfte Trauer in ihren edlen Zügen, das schmerzliche Lächeln des feinen Mundes verrieth ihm, daß und wie sehr sie litt.

Der innige Antheil und das lebhafte Interesse, das er an dem Geschick der genialen Dichterin nahm, steigerte sich durch diese Beobachtung zu einer schmerzlichen Unruhe, zu einem verzehrenden Mitgefühl. Dazu gesellte sich noch eine ihm bisher gänzlich unbekannte Empfindung, von der er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Es war nicht allein das tiefste Mitleid, das ihn in diesem Augenblick so stürmisch aufregte. Ein aufreibender Schmerz tobte in seiner Brust und nie vorher geahnte Wünsche und wilde Gedanken zuckten wie flammende Blitze am dunklen nächtigen Himmel durch seine Seele.

Der Gedanke, daß Hedwig einem Manne wie dem Baron angehören sollte, erschien ihm wie Gotteslästerung; ein Schauder erfaßte ihn, als ob eine tempelschänderische Hand sich frech nach dem Heiligsten ausstreckte, um es zu entweihen.

Während der Professor sich diesen Empfindungen überließ, dachte der Freund an die muntere Bettina, deren heiter verlockendes Bild ihn seit jener Scene auf dem Heimwege von der Thalmühle nicht mehr verlassen wollte.

Ueberall, wo er saß und stand, schwebte und tanzte die zierliche Elfengestalt vor seinen Augen, hörte er ihr kindlich schalkhaftes Lachen, sah er ihr gar zu liebes Gesicht, mit den schelmischen Augen, die ihn so eigen anblickten, als klagten und spotteten sie zugleich über seine Unentschlossenheit.

Jeden Tag hatte er sich vorgenommen, ein Ende zu machen, und immer wieder fehlte ihm der Muth, schwankte und zögerte er, die gewohnte Freiheit aufzugeben. Der alte Junggeselle in ihm sträubte sich vor dem drohenden Zwang, aber je mehr er sich wehrte, desto schlimmer wurde nur das Uebel, wie das gewöhnlich in solchen Fällen zu geschehen pflegt.

Er zürnte auf die ganze Welt und am meisten auf sich und seine Thorheit, die er in seinem Alter für unverzeihlich hielt, obgleich er so eben erst einunddreißig Jahre geworden war und wie ein Fünfundzwanzigjähriger aussah und fühlte.

Unmuthig warf er die Cigarre fort, weil sie ihm heute nicht wie sonst schmecken wollte, und ging mit hastigen Schritten auf und nieder.

„Es ist nicht zum Aushalten," brummte er für sich. „Die Geschichte muß ein Ende nehmen."

„Welche Geschichte?" fragte der Professor, dem trotz seiner Zerstreutheit das wunderliche Wesen des Freundes auffiel.

„Das sollst Du gleich erfahren, aber zuvor möchte ich von Dir hören, wie Du über die Ehe denkst?"

„Eine komische Frage," versetzte Römer überrascht und verwundert. Wie kommst Du dazu?"

„Weil, nun weil ich mich verheirathen will," rief Arnold mit komischer Heftigkeit.

„Du willst Dich verheirathen. Davon weiß ich ja kein Sterbenswort. Und hast Du schon Deine Wahl getroffen?"

„Erst erwarte ich Deine Antwort. Du bist ein

erfahrener Mann und deshalb will ich Deine Ansicht über die Ehe hören."

„Das läßt sich doch nicht mit ein paar Worten abthun," entgegnete der Professor ausweichend. „Du selbst wirst in Deiner ärztlichen Praxis genügende Gelegenheit gefunden haben, über das eheliche Verhältniß Erfahrungen zu sammeln."

„Die sind gerade nicht erbaulich. Auf hundert Ehen, die ich kenne, kommen ungefähr funfzig gleichgültige, dreißig erträgliche, fünfzehn unglückliche und fünf, welche die Welt für glücklich hält."

„Und mit solchen Erfahrungen willst Du trotzdem heirathen?"

„Was nützen alle Erfahrungen und Grundsätze, wenn man verliebt, verliebt wie ein Narr ist. Ich sage mir täglich und stündlich, daß ich ein Thor, ein Esel bin, meine goldene Freiheit aufzugeben. Ich kann es nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch sich für das ganze Leben, in einer solchen Weise binden kann, daß er jede Selbstständigkeit aufgiebt. Ich halte es für die größte Vermessenheit, daß ich einem Weibe und daß dieses mir ewige Liebe und Treue geloben und schwören soll, während unsere

Gedanken und Gefühle einem steten Wechsel unterworfen sind, weder unser Körper, noch unser Geist auch nur eine Minute dieselben sind, sondern stets sich erneuern. Ich halte die Liebe für eine Krankheit, für ein Fieber mit Delirium, für eine Art des periodischen Wahnsinns. Ich kenne die Frauen und alle ihre tausendfachen Schwächen und Fehler. Mir ist nichts so verhaßt, als das Geschrei der Kinder und ihre Unarten. Aber trotzdem und alledem bin ich der Ansicht des ehrlichen Vikars von Wakefield, daß es die Pflicht jedes Mannes ist, ein Weib zu nehmen, obgleich ich weiß, daß ich im Begriff stehe, einen dummen Streich zu machen."

„Aber wer zwingt Dich denn dazu?

„Eine Hexe, die mich verzaubert hat, ein kleiner Dämon, den ich in einem Athem hassen und lieben muß, ohne den ich nicht leben kann und mag, da es für mich auf dieser Welt ohne seinen Besitz kein Glück mehr giebt, eine allerliebste Schelmin, die mir das Herz gestohlen und mein bischen Verstand geraubt hat, ein holder Engel, ein süßer Teufel, eine Närrin, die mich selbst närrisch gemacht hat, klug wie die Schlangen und unschuldig wie die Tau-

ben, mit einem Wort ein — Weib, das Bettina heißt."

„Wie, die kleine Bettina!" rief der Professor überrascht. „Aber das Mädchen ist ja noch, wie Du selbst zu sagen pflegst, ein Kind."

„Sage lieber eine Riesin, die zehnmal stärker ist als der stärkste Mann, die mich an einer ihrer seidenen Haarlocken bis an das Ende der Welt ziehen, mit einem Blicke ihrer Schelmenaugen mich zu Boden schmettern kann."

„Du übertreibst, lieber Arnold! Eine solche Leidenschaft hätte ich Dir am wenigsten zugetraut."

„Das ist es ja," versetzte der Freund auf- und niederrennend, „was mich zur Verzweiflung bringt, daß mir so etwas auf meine alten Tage passiren muß, daß ich meinem Grundsatz untreu geworden bin: Principiis obsta. Statt die Versucherin zu fliehen, weil es noch Zeit war, bin ich ihr nachgelaufen und was das Schlimmste ist, ich habe ihr gesagt, wie sehr ich sie liebe."

„Und Bettina?"

„Liebt mich wieder und nun bleibt mir, wenn

ich nicht wie ein elender Schuft handeln will, nichts übrig, als sie zu heirathen."

Selbst der Professor mußte trotz seiner eigenen Verstimmung laut über den kläglichen Ton lachen, in welchem Arnold von seiner Liebe und deren Folgen sprach, während er wie ein Fisch an der Angel sich geberdete.

Es waren dies jedoch nur noch die letzten Anstrengungen eines nutzlosen Kampfes, die vergeblichen Zuckungen des verliebten Junggesellen, der sich gegen das ungewohnte Joch, gegen den Verlust seiner bisherigen Freiheit sträubte, das Aufflackern des männlichen Egoismus, das Erlöschen der selbstsüchtigen Neigungen, ein zugleich süßes und bitteres Gefühl, eine wunderbare Mischung von Freud und Leid, von Furcht und Hoffnung, von Zweifel und Glaube, von banger Erwartung und beglückender Gewißheit.

„Aber mein Gott," sagte der Professor nach einer Pause, „was hindert Dich denn, wenn Du mit Bettina einig bist, sie zu heirathen?"

„Das ist leicht gesagt und schwer gethan," seufzte der Freund. „Wenn es damit abgethan

wäre, so würde ich mich schon in das Unvermeidliche fügen. Aber zuerst muß ich doch mit der Mutter reden und förmlich bei der Geheimräthin um die Hand der Tochter anhalten."

„Ich glaube kaum, daß Du von ihr einen Korb zu befürchten hast."

„Wer kann das wissen? Die Geheimräthin ist eine ehrgeizige Frau und giebt auf Rang und Stellung viel. Zum Glück kann ich ihr jetzt mit meinem neuen Titel aufwarten; auch gegen mein Vermögen läßt sich nichts einwenden. Aber trotzdem wird sie möglicherweise mir Schwierigkeiten machen. Wie ich sie kenne, wird sie sich nicht so leicht damit befreunden, die Rolle der Schwiegermutter, respective der künftigen Großmutter zu spielen. Da wird es nicht an Reden fehlen, daß Bettina noch ein Kind und viel zu jung zum Heirathen sei. Außerdem fürchte ich all das Fragen und Forschen nach meinen Verhältnissen, die obligaten Phrasen, Redensarten und selbst Thränen, die bei solchen feierlichen Gelegenheiten nicht gespart werden, die Kritik der Verwandten und Bekannten, die Verwunderung der Welt, die üblichen Glückwünsche, das kirchliche Aufgebot, die

salbungsvolle Rede des Geistlichen bei der Trauung die verwünschte Sitte des Polterabends und die noch unangenehmeren Toaste und Witze am Hochzeitstisch, vor Allem aber die Störung meiner bisherigen Ruhe und meiner Behaglichkeit."

„Das Alles hättest Du früher bedenken müssen. Jetzt bleibt Dir nichts übrig, als Bettina Dein Wort zu halten."

„Das will ich auch und zwar auf der Stelle," versetzte Arnold entschlossen.

„Du kannst doch nicht im Hausrock zu der Geheimräthin gehen."

„Ich will schnell meine Toilette machen und dann in Gottes Namen, Verderben habe Deinen Lauf."

Mit der Empfindung eines seiner Hinrichtung entgegensehenden Menschen verließ Arnold die Wohnung, nachdem er eine frisch gewaschene Halsbinde, den schwarzen, ihm stets verhaßten Leibrock und die unentbehrlichen, weißen Glaceehandschuhe angelegt hatte. Auf seine Bitten begleitete ihn der Professor bis an die Hausthür der Geheimräthin, da er sich nicht den Muth zutraute, allein zu gehen, indem er

befürchtete, daß er unterwegs wieder schwankend werden und umkehren könnte.

Mit schwerem Herzen verabschiedete er sich von dem Freunde, worauf er langsam die Treppe hinaufstieg, als ob ein lastendes Bleigewicht an seinen Füßen hinge. Bettina stand am Fenster und nickte ihm so freundlich, daß alle seine bisherigen Bedenken schwanden. Sie schien den Grund seines Besuches mit weiblichem Instinkt zu ahnen, weshalb sie auch plötzlich unter einem schicklichen Vorwand den Salon ihrer Mutter verließ und in das benachbarte Cabinet ging, wo sie jedoch sich von der Thür nicht zu weit entfernte, wahrscheinlich um im Nothfalle gleich zur Hand zu sein.

Mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfing die Geheimräthin den befreundeten Arzt, wenn auch etwas verwundert über die außergewöhnliche Visitenzeit und über seine feierliche Miene. Nachdem er sich niedergelassen, erkundigte er sich angelegentlich nach ihrem Befinden, während er die Decke des Salons so emsig anstarrte, als ob er an derselben architektonische Studien machen wollte.

Wie immer klagte auch heute die Geheimräthin

über ihr zerrüttetes Nervensystem und häufige Anfälle ihrer Migräne, was ihm pflichtschuldigst sehr leid that, indem er ihre ewigen Lamentationen mit rührender Geduld anhörte.

„Giebt es denn kein Mittel, bester Geheimrath, gegen das fatale Uebel?“ fragte sie, ausschließlich mit ihren Leiden beschäftigt, während er nur an Bettina dachte.

„Chinin, Morphium, Castoreum, Paulinia,“ zählte er mechanisch her.

„Ich habe Alles gebraucht, aber leider ohne Erfolg. Sie sind meine einzige, meine letzte Hoffnung.“

„Zu gütig, gnädige Frau!“ erwiederte er, ermuthigt durch diese Wendung des Gesprächs.

„Ich habe seit der Herstellung unserer angebeteten Fürstin das unbedingteste Vertrauen zu Ihnen und Ihrer Kunst. Deshalb wollte ich mich schon längst an Sie wenden, hauptsächlich aber wegen meiner Tochter Bettina mit Ihnen reden. Das arme Kind kommt mir seit einiger Zeit ganz verändert vor, so daß mich ihr Zustand besorgt macht. Sie erlauben wohl, daß ich sie rufen lasse, damit Sie sehen, was ihr eigentlich fehlt.“

„O, das ist nicht nöthig. Ich glaube das Uebel

zu kennen, woran Fräulein Bettina leidet," entgegnete Arnold schnell, als die Geheimräthin nach der Klingelschnur über dem Sopha griff.

„Um so besser. Die jungen Mädchen geniren sich vor einem unverheiratheten Arzt. Verzeihen Sie meine Indiskretion, aber ich wundere mich, daß Sie so lange ledig geblieben sind."

„Das ist nicht meine Schuld," entgegnete der Verräther mit eigenthümlichem Lächeln.

„Einem Mann, wie Ihnen, in Ihren Jahren, mit Ihrer glänzenden Stellung, mit Ihrem Ruf kann es doch nicht schwer fallen, eine brillante Partie zu machen."

„Glauben Sie wirklich, meine Gnädige?"

„Ich kenne kein Mädchen, das Ihnen so leicht einen Korb geben, keine Familie, die Ihnen die Hand einer Tochter versagen würde."

„Sie ahnen nicht, wie glücklich mich Ihre gütigen Worte machen."

„Doch wir kommen von der Hauptsache ab. Hoffentlich hat das Leiden meiner Tochter nichts zu bedeuten.

„Vorläufig nicht, obgleich ich Ihnen nicht verschweigen kann —"

„Um des Himmels Willen, reden Sie! Sie er-

schrecken mich. Ich bitte, ich beschwöre Sie, mir die Wahrheit zu sagen."

„Ich glaube, daß ihr Herz —"

„Ein Herzleiden," unterbrach ihn die Geheimräthin, „entsetzlich! Das hat sie gewiß von ihrem Vater geerbt, der am Herzschlag gestorben ist."

„Beruhigen Sie sich, meine Gnädige! Sie verstehen mich falsch. Ich spreche von einem Herzleiden im figürlichen, nicht im pathologischen Sinne.'

„Wo denken Sie hin?" lachte die Geheimräthin. „Sie glauben doch nicht, daß das Kind eine ernstliche Herzensneigung hat?"

„Das glaube ich nicht nur, sondern ich weiß es ganz bestimmt."

„Herr Geheimrath! Eine solche Behauptung ist mindestens sehr kühn, wenn Sie keine Beweise haben," versetzte die Mutter in gereiztem Ton.

„Daran fehlt es nicht, da ich den Mann kenne, der Ihr Fräulein Tochter liebt und anbetet."

„Aber sie liebt ihn nicht wieder, Bettina ist ja noch ein Kind."

„Sie verzeihen, wenn ich Ihnen widersprechen muß. Aber ich bin überzeugt, daß sie seine Liebe erwiedert."

„Ich bin durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt, noch dazu in einer so ernsten Angelegenheit.“

„Ich scherze auch nicht, sondern rede im höchsten Ernst, indem ich hiermit feierlich um die Hand des Fräulein Bettina von Brehmer bei Ihnen anhalte.“

Die Geheimräthin starrte ihn sprachlos und erschrocken an, als fürchtete sie, daß der Arzt plötzlich seinen Verstand verloren habe.

„Verzeihen Sie,“ sagte er nach einer Pause, „die seltsame Form meiner Bewerbung. Aber ich bin auf diesem Felde noch ein völliger Neuling und gänzlich unerfahren.“

„Das ist zu toll,“ rief die Geheimräthin, sich von ihrem Sitz erhebend. „Ich muß Sie bitten —“

„Zuvor muß ich Sie ersuchen, mich ruhig anzuhören. Sie scheinen mich für wahnsinnig zu halten und an meinem Verstand zu zweifeln. Fragen Sie Fräulein Bettina und Sie wird Ihnen bestätigen —“

In der That erschien jetzt die Angerufene, wie eine Schauspielerin auf dem Theater, wenn sie ihr Stichwort hört, natürlich nur ganz zufällig, obgleich sie so nahe an der Thür stand, daß ihr bei einiger Aufmerksamkeit so leicht kein Wort entgehen konnte.

„Einzige, beste Mama!“ flehte die arme Sünderin. „Arnold sagt nur die Wahrheit.“

„Geh mir aus den Augen!“ zürnte die Mutter. „Du hast mich getäuscht.“

„Ich allein trage die Schuld. Bettina wollte Ihnen sogleich Alles gestehen, aber ich fürchtete —“

„Mich so zu hintergehen!“ grollte die Geheimräthin.

„Es soll gewiß nicht mehr geschehen, wenn Sie nur diesmal mir verzeihen und ihm vergeben,“ bat das holde Kind.

Die beleidigte Mutter schien unversöhnlich und wandte Beiden den Rücken, ohne sich von den Thränen der Tochter, von den Bitten und Vorstellungen des Arztes rühren zu lassen. Nach und nach jedoch schenkte sie den Gründen Arnolds Gehör, der bald an ihr Herz, bald an ihren Verstand appellirte und vor Allem ihrer Eitelkeit geschickt zu schmeicheln wußte. Er erinnerte sie an ihre eigenen Worte zu seinen Gunsten, an seine Stellung und besonders an die Gnade der hohen Herrschaften, vor denen sie in unterthänigster Loyalität erstarb.

Sie besaß genügenden Verstand und hinläng-

liche Einsicht, um die Vortheile einer solchen Verbindung für Bettina und auch für sich zu erkennen. Wenn sie auch vielleicht einen adligen Schwiegersohn vorgezogen hätte, so bot Arnolds Titel, Ruf und einträgliche Praxis eine wünschenswerthe Sicherheit für das Glück und die Zukunft ihres Kindes.

Daß Bettina nicht in der Residenz mit ihr zusammen leben konnte, sondern ihrem Gatten nach der fernen Universitätsstadt folgen sollte, war ihr in mancher Hinsicht nicht unangenehm, da sie, wie Arnold richtig vorausgesehen, durch die Gegenwart einer verheiratheten Tochter nicht an ihr eigenes Alter erinnert werden wollte.

Sie selbst hatte noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, durch ihre Liebenswürdigkeit und wohlconservirten Reize einen Mann zu fesseln, wozu sie die beste Aussicht hatte, wenn Herr von Brendel festen Stand hielt, woran sie keineswegs zweifelte.

Mit diesen Vernunftgründen vereinte sich noch eine gewisse Sentimentalität, die allerdings von ihrem überwiegenden Verstande beherrscht wurde. Erst nachdem sie alle praktischen Vortheile in Erwägung gezogen und mit den realen Mächten gerechnet hatte,

überließ sie sich ihren idealen Empfindungen und mütterlichen Gefühlen, mit denen sie sich gern bei solchen Gelegenheiten drapirte.

„Ich bin eine viel zu schwache, eine viel zu gute Mutter,“ sagte sie gerührt, mit dem nöthigen Aufwand von Thränen.

„Ja, das bist Du, himmlische Mama,“ bekräftigte Bettina, neue Hoffnung schöpfend und die Hände der Geheimräthin mit ihren Küssen bedeckend.

„Ueben Sie Großmuth und machen Sie mich nicht unglücklich,“ bat Arnold.

„Wir werden Dich stets auf Händen tragen,“ fügte Bettina hinzu.

„Sie sollen immer an mir den besten, den gehorsamsten Sohn finden.“

„Das Opfer ist zu groß,“ schluchzte die Geheimräthin, „mich von meinem geliebten Kinde trennen.“

Nachdem sie nochmals unter einem neuen Thränenstrom versichert, daß sie die zärtlichste und schwächste Mutter von der Welt sei, nachdem Bettina unter Lachen und Weinen sie beschworen und Arnold wiederholt sie fest auf seinen Knieen um ihre Einwilligung gebeten, ertheilte endlich die Geheimräthin den

Liebenden ihre Zustimmung und ihren mütterlichen Segen mit der üblichen Rührung und dem gebräuchlichen Aufwand gefühlvoller Worte.

Zwei glückliche Menschen umarmten sich jubelnd vor Wonne und Seligkeit und mit einem lauten Freudenruf stürzte Bettina der eben in diesem Augenblick eintretenden Hedwig entgegen, die von einem Spaziergange mit ihrem Verlobten zurückgekehrt war.

Glühend vor Lust sank sie an die Brust der überraschten Freundin, deren Herz zugleich von Freude und Schmerz bei der unerwarteten Nachricht erfüllt schien.

Wie die aufblühende Rosenknospe neben der bleichen Lilie stand die von Heiterkeit strahlende Bettina neben der bleichen, tief ergriffenen Hedwig, während der gute Georg dem Arzt seine Hand reichte und ihm von ganzem Herzen Glück zu seiner Verlobung wünschte.

Auf der Bank aber, wo er einst Hedwig eine ewige, reine Freundschaft gelobt, saß der Professor, einsam und allein, in schmerzlich düstere Gedanken versunken, zu Tode betrübt.

Ende des ersten Bandes.

Ring, Max,

Seelenfreunde Roman

Bd.: 1. Band

Berlin 1871